Die

Sage von Imhoff.

Roman

von

Georg Hartwig.

Zweiter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Achtes Kapitel.

Als der Juni vergangen war, wurde Rhena als völlig genesen aus der ärztlichen Behandlung entlassen.

Wer sie sah, fand die kleine Komtesse geistig und körperlich verändert.

In der Krankheit bedeutend gewachsen, zeigten ihre Glieder sich schlanker, zeigte auch das runde Gesicht ein sehr feines Oval. Dazu der ungemein zarte Stubenteint, welcher die Wangenröthe noch blendender hervorhob. Und vor Allem das nach Knabenart kurzgeschnittene, kraus gewellte Haar.

Auch die braunen, einst so übermüthig lachenden Augen hatten einen tieferen Glanz erhalten. Das machten die Träume, welche über das Herz der Genesenden hinweg gezogen waren bei Tag und bei Nacht. Und der ernste Zug um die heiteren Kinderlippen war auch eine Folge der unaufhörlichen Gedanken, welchen sie nachsinnen mußte.

So oft die Prinzessin jetzt bei Rhena verweilte, so oft fragte sie sich, welcher Zauber diese reizende Wandlung herbeigeführt habe. Und umgekehrt fragte sich Rhena, welche Macht das Antlitz der Prinzessin erhelle und den träumerischen Klang ihrer Stimme in Frohsinn verkehre. Wenn diese beiden Freundinnen traulich bei einander saßen, ahnte Keine, was das Herz der Anderen bewegte und für wen es schlug. Der Name des Mannes, welchem jede im Geiste nahe war, blieb unerwähnt.

Da kam die Stunde, wo Herr v. Bibrach Rhena wiedersah. Kein äußeres Zeichen verrieth ihr den Sturm seiner Gefühle.

Aber in seinem Anschauen zerriß die letzte furchtsame Scheu. Rhena fühlte jetzt, unabhängig von jeder Beeinflussung, daß sie ein unwürdiges Spiel mit ihrem und Arved's Herzen treibe. Ohne ihre Tante zu fragen, setzte sie sich entschlossen nieder und schrieb folgenden Brief an Arved:

„Mein theurer Vetter und Freund!

Welches auch immer Deine Gefühle beim Lesen dieser Zeilen sein mögen, halte Dich dessen versichert, daß ich sie mit heißen Schmerzen schreibe, in dankbarer Erinnerung Deiner letzten mir bewiesenen Treue. Ich bin sehr unglücklich. Aber wie sollte ich Dich

betrügen? Wäre es nicht eine elende Lüge, wenn ich Dich in dem Glauben ließe, ich liebte Dich? Sei mir nicht böse, Arved. Ihr habt mir damals keine Zeit gelassen, mein Herz zu fragen. Ich habe Dich ja auch sehr lieb, Gott weiß es, aber Jemand anders doch noch viel lieber. Und wenn ich so Deine Frau würde — da könntest Du mich mit Recht verachten. Sei mir nicht böse!" — Hier fielen große Tropfen auf das Blatt Papier. — „Sei mir nicht böse, Arved! Behalte mich immer noch ein bischen lieb. Denke, wie gut ich es mit uns Beiden meine, wenn ich freiwillig den Zorn der Tante auf mich nehme. Ich kann nicht anders. Mein Herz brach schon beinahe. Deines würde sicher auch so weit kommen, erführest Du die Wahrheit zu spät. Sei mir nicht böse, lieber, guter Arved! Sei mir nicht böse!

Deine tief betrübte

Rhena."

Diesen entscheidenden Brief sandte sie, von der Gräfin unbemerkt, zur Post. Als sie wußte, daß der Zug abgegangen sei, trat sie vor ihre Tante, sehr blaß und mit niedergeschlagenen Augen.

„Ich habe Dir ein Geständniß zu machen!"

Der eigenthümliche Nachdruck dieser Worte ließ die Gräfin aufschauen. „Welches?"

„Ich — habe" — Rhena lehnte sich gegen den Arbeitstisch der Gräfin — „ich habe soeben Arved geschrieben, daß ich ihn nicht heirathen kann."

Die Gräfin, wie von einem Pfeil getroffen, sprang auf, lediglich in dem schreckhaften Wahn, es stellten sich die Nachwehen der überstandenen Krankheit in Rhena's Gehirn ein.

Demgemäß faßte sie zugleich nach Rhena's Hand und Stirn. „Um Gottes willen, Du armes, armes Kind!"

Die kleine Komtesse entzog sich ihr. „Denn ich habe ihn nie geliebt, weißt Du. In meiner Krankheit ist es mir ganz klar geworden. Nein, ich will nicht lügen — schon vorher."

„Fieberst Du nicht, so bist Du eine gottlose Frevlerin!" rief die Gräfin jetzt, ihre Hände mit sittlichem Abscheu zurückziehend. „Ist das der Dank für Arved's Liebe und Treue?" rief sie mit bebender Stimme. „Für die Todesangst, die er an Deinem Lager ausgestanden hat! Undankbares, herzloses Mädchen!"

„Ich weiß keinen besseren Dank, als ihn vor mir zu warnen!" sagte die kleine Komtesse in Thränen ausbrechend.

Die Gräfin beruhigte sich etwas. „Gut. Rege

Dich nicht auf. Die Sache ist ganz klar. Deine Nerven sind durchaus angegriffen. Das entschuldigt Alles. Arved ist verständig. Ich werde sogleich —"

„Laß das, Tante," sagte Rhena, nach dem Federhalter greifend. „Ich kann mich wahrhaftig nicht mehr so täuschen lassen. Der Tod stand mir zu nahe. Meinetwegen hätte ich sterben mögen. Ach, wie gern! Aber nun ich einmal weiter leben muß, will ich die Wahrheit sagen. Ich habe Arved nie lieb gehabt, wie Du mich das hast glauben machen wollen. Ich kann auch seine Frau nicht werden. Eher —"

Die Gräfin war völlig verstummt. Sie stand auf und ging langsam im Zimmer auf und nieder. Endlich blieb sie, wie mit sich selber sprechend, stehen.

„Das fehlte noch! So mußte es für ihn kommen — dort und hier! — Geh' mir aus den Augen!" rief sie plötzlich in heftiger Erregung. „Ungerathenes Mädchen! Aber das Eine sage ich Dir, wenn Du bei dieser Gesinnung verharrst, wenn Du dich nicht scheust, Arved und mich dem gehässigen Spott der Welt auszusetzen, so ist Deines Bleibens in meinem Hause nicht länger. Das kann Niemand von mir verlangen. Und verlangt auch Niemand. Diesen Skandal will ich nicht erleben, daß ich mit Dir bei Hofe oder

sonst irgendwo mich zeigen sollte. Dann geh' in Deine Pension zurück oder bleibe, wo Du willst. Bei mir nicht. Ich habe das Aeußerste in meiner Pflichterfüllung gegen Dich gethan. Ueber diese Grenze hinaus nicht. Du weißt, daß ich Wort zu halten pflege, wo es sich um solche Dinge handelt."

Damit ging sie aus der Thür.

Rhena starrte ihr athemlos nach. Ja, daran hatte sie nicht gedacht, als sie ihren Entschluß faßte, daß sie sich nothwendig des Asyles berauben mußte. Wohin dann? Was nutzte ihr das Vermögen? Sie war ja nicht mündig. Und allein —

Dieser Gedanke legte sich wie Blei auf ihr muthiges Herz. Sie dachte an Alexander v. Bibrach, und süßschmerzliches Bangen erfüllte ihre Brust. Aber zwischen jenem Abend und dieser Stunde lag seine dringende Bitte, ihrem Versprechen treu zu bleiben. O, er war edel! Er wollte nicht zum Verräther an Arved werden! Wenn sie nun eigenmächtig ihr schwer erkämpftes Versprechen brach, würde er es ihr danken? Zog sie ihn nicht mit hinein in das peinliche Aufsehen, welches auf sie selbst wartete? Nein, nur das nicht. Sein Name durfte nie erwähnt werden.

Hatte sie am Ende doch übereilt und unrecht gehandelt? Die Jungfer überbrachte ihr ein Billet. Es waren

ein paar schnell hingeworfene Zeilen der Gräfin, worin diese ihr anbefahl, für die nächsten Tage ihr Zimmer nicht zu verlassen — bis die Gräfin im Stande sei, ein Urtheil abzugeben.

Mit dieser Weisung vollkommen einverstanden, eilte die kleine Komtesse in ihr eigenes Reich.

— — — — — — — — — — —

Bei Hofe war heute größere Abendtafel, zu welcher zahlreiche Einladungen ergangen waren. Prinzessin Luise feierte ihren zwanzigsten Geburtstag.

Vom frühen Morgen an hatten die Ueberraschungen und Aufmerksamkeiten von Seiten ihrer Umgebung begonnen. Ein solennes Ständchen leitete dieselben ein. Zahlreiche Personen kamen, ihren Glückwunsch persönlich abzustatten, minder Begünstigte mußten sich begnügen, ihren Namen in das drunten ausliegende Buch einzuschreiben. Es war ein ununterbrochenes Gehen und Kommen im Schlosse, und der Duft unzähliger Blumengaben, welche in allen Formen und Farben prangten, durchzog die schönen Räume mit nahezu betäubender Gewalt.

Die fürstlichen Eltern waren glücklich über die heitere Laune, mit welcher die Prinzessin diesmal alle Ehren über sich ergehen ließ. Da war Niemand, welcher nicht mit einem gütigen Dank entlassen ward,

Niemand, dem sie nicht ihre weiße Hand freundlich zum Kusse gereicht.

Die Herzogin konnte ihre Tochter nicht genug anschauen. Sie erkannte ihr eigenes Kind nicht wieder.

Wie hoheitsvoll ihre Haltung auch immer sein mochte, wie selbstbewußt, aus ihren leuchtenden Augen, von den leichtgeöffneten Lippen sprach ein Geist der Zufriedenheit, des Glückes.

Herzog Rudolph's Ungeduld wünschte der ablaufenden Zeit Flügel.

[illegible] allen Blumengaben schien ein Korb voll h[illegible]e Fliederblüthen die Prinzessin besonders zu erfreuen.

Ach, sie wußte, sobald sie die blauen und weißen Dolden sah, wer dieselben gesandt hatte. Nur Einer konnte fühlen, daß deren Anblick ihr jene Stunde zurückrief, wo sie zuerst den Freund — nicht den Geliebten? — gefunden.

Diese Blüthen küssen! War das Leben nicht doch himmlisch schön, nun sie wußte, wie es that, wenn das Frauenherz seinen Lenz erlebt?

Herr v. Bibrach trat ein.

Die Erste, welche ihm entgegentrat, war die Gräfin Imhoff. Sie erschien ihm auffallend bleich. Rhena? Er sah sie nicht. Aber bevor er eine Frage

an die Gräfin richten konnte, hatte diese den Saal verlassen. Er eilte zur Prinzessin. Sein Glückwunsch kam warm aus dem Herzen.

Bei seinem Anblick empfand die Prinzessin die beseligende Ruhe gestillter Erwartung.

Sie reichte ihm die Hand. „Meinen herzlichen Dank für die Frühlingsspende, für meine Lieblingsblumen —"

Er fühlte, daß ihre Finger leise zitterten. Er schob es auf eine leicht begreifliche Erreaung oder Abspannung.

„Unsere kleine Komtesse," fuhr die Prinzessin fort, „hat mich leider nur mit einem schriftlichen Glückwunsch erfreuen können. Sie ist leidend und muß auch dem heutigen Abend fern bleiben." Sich etwas tiefer über den Strauß in ihrer Hand beugend sagte sie leiser: „Ob ich mich irre? Rhena's Worte verriethen eine befremdliche Hast."

Herr v. Bibrach unterdrückte eine Frage, die ihm auf dem Herzen brannte.

„Auch die Gräfin hatte etwas Seltsames in ihrem Blick — bemerkten Sie nichts?"

„Die Geburt des Knaben in Imhoff —" sagte er zurücktretend, da ein Würdenträger sich der Prinzessin mit großer Wichtigkeit näherte.

Sie nickte. Das war es!

Nach der im engsten Familienkreise abgehaltenen Mittagstafel zog sich die Prinzessin in ihre Gemächer zurück.

Eine Fluthwelle von Gefühlen durchstürmte ihre Seele. Viel zu ehrlich und zu stolz, um unwahr gegen sich selbst zu sein, gab sie diesen Gefühlen den richtigen Ausdruck: „Ich liebe!“

Wochenlang hatte sich ihr Verstand dagegen gesträubt und die Scheu vor dem schroffen Widerstande, auf welchen ihre Wahl stoßen mußte. Der Herzog, ihr Vater, würde rasen bei der bloßen Andeutung dieser Herzensneigung. Und ihre Mutter —!

Aber in der Bibel stand: „Du sollst Vater und Mutter verlassen.“

Der aufgeklärte Sinn der Prinzessin, welcher alle sozialen Unterschiede fallen sah und das angeborene Recht der Menschheit überall betonen hörte, übersprang die Kluft, welche ihre fürstliche Geburt von der eines Edelmannes trennte, mit dem enthusiastischen Eifer großherziger Liebe. Es kam ihr dabei auch nicht einmal der Gedanke, daß eine solche Verbindung von ihrer Seite Herablassung bedeute. Sie dachte nur an das unendliche Glück, welches der Besitz eines geliebten Mannes ihr gewähren sollte. Nie würde ihr Zart=

gefühl seinen Stolz verletzen, nie ihn an ein Opfer gemahnen. Uebergenug, wenn er sie an seine Brust zog und ihr heißes Sehnen in wunschlose Gedankenstille wandelte.

Das Blut der Prinzessin erregte sich bei dieser Vorstellung. Sie hatte die Dornen in den Kronen der Mächtigen tief genug empfinden müssen. Den drückenden Reif mit dem schlichten Myrtenkranz vertauschen, welche Seligkeit! Fort von allem Zwang, aller Seelennoth, aller verderblichen Abgötterei. Sein, was man leistet — gelten, was man ist. Sie dachte an die fürstlichen Frauen, die vor und neben ihr das Gleiche unternommen und festen Muthes ihren Willen durchgesetzt hatten. Sie Alle hatten gesiegt durch Ausdauer, Liebe und Treue. Und ihr sollte bange davor sein, zu kämpfen? Für ihn, dem sie ihre Seele zu Füßen gelegt?

„Nie!"

Die Prinzessin rief es laut. Ihr Herz pochte schnell.

O, daß er werben durfte um sie! Daß sie die glückliche Erwartung genießen konnte, mit welcher andere Mädchen dem erlösenden Wort des Geliebten entgegensehen! Das war ihr völlig versagt. Zu ihrer Höhe durften keine solchen Wünsche empor-

steigen. Der Edelmann mußte es abwarten, bis das Fürstenkind ihm seine Neigung eingestand, bis sie ihm die Hand hinreichte, die er sonst nie zu berühren gewagt.

Das Auge der Prinzessin strahlte.

Und war es denn nicht auch schön und herrlich, so aus dem vollen Glanz ihrer Geburt, mit allen Vorrechten ihres Standes umkleidet, dem Erwählten die ganze Fülle der Liebe zu offenbaren? Ihm die Zunge zu lösen? Wo gab es einen größeren Beweis selbloser Hingabe? Ihm zu schenken, was er nie zu begehren gewagt, nicht einmal andeutungsweise, in den zwanglosen Stunden ihres Beisammenseins?

Von diesem Entschlusse durchdrungen, verwandte die Prinzessin an diesem Abend alle Sorgfalt ihres Geschlechtes, die Naturreize noch zu erhöhen. Weib ist Weib, ob Fürstin, ob Landmädchen.

Und also stand sie vor dem Pfeilerspiegel und schaute fragend in sein blinkendes Glas.

Zu derselben Zeit verließ auch die Gräfin Imhoff finsteren Blickes ihr Ankleidezimmer und ging in den Salon zurück. Der Wagen war bereits vorgefahren.

Ihr brannte jeder Schritt, der sie mit ihrem Kummer unter fremde Menschen bringen sollte, im

Herzen. Aber nur kein Aufsehen! Nur Alles möglichst geräuschlos abwickeln!

Im tiefsten Grunde der Seele hoffte die Gräfin immer noch, daß Rhena durch die strenge Stubenhaft zur Einsicht kommen werde, und dann war es ihrer Gewandtheit ein Leichtes, Arved durch den Hinweis auf die krankhaft erregte Einbildung der Rekonvaleszentin zu besänftigen.

Während die Jungfer der Gräfin den Radmantel umwarf, griff diese nach der noch unberührt stehenden Abendpost. Sie erkannte Arved's Handschrift in einem Schreiben an Rhena.

Ohne Besinnen steckte sie den Brief in ihre Kleidertasche und fuhr davon.

Vom Schlosse her strahlte ihr eine Lichtfülle aus den Fenstern entgegen. — — — —

An diesem Abend geschah etwas Unerhörtes. Die Prinzessin sang.

Es ging fast wie ein Schrecken durch die heitere, glänzende Gesellschaft, als Herzog Rudolph die Prinzessin zum Flügel führte. Das Rauschen der Schleppen, das Rascheln der Fächer verstummte jäh. Es war lautlos still im Saal.

Niemand ahnte den gewaltsam aufsteigenden Drang, welchem die fürstliche Sängerin sich hingab,

als sie dem geliebten Manne sein nahes Glück andeuten wollte.

Herr v. Bibrach, durch Rhena's Fernbleiben in angstvolle Unruhe versetzt, ließ sich gern von den sanften Tönen umschmeicheln.

Er blickte nicht auf. Seine Gedanken waren ferne. Sie aber, über deren Lippen das tiefste Sehnen des Frauenherzens im Liede glitt, deutete seine Versunkenheit anders.

„Ich träumte von Lieb' um Liebe,
Von einer schönen Maid,
Von Herzen und von Küssen,
Von Wonne und Seligkeit —"

Ein lauter Jubel erweckte den Freiherrn aus seinen Träumen. Er fuhr empor und verließ den Saal.

Im Wintergarten der Herzogin stand er unvermuthet der Prinzessin gegenüber.

Sie lächelte.

„Gut, daß ich Sie treffe. Ich möchte Sie ein Problem lösen lassen."

„Hoheit befehlen?"

„Kann ich Ihnen denn eine richtige Lösung anbefehlen?" fragte sie die Augen senkend.

„Niemand kann für seinen Scharfsinn gut sagen, Hoheit," entgegnete er mit einem Versuch zu scherzen.

„Nein! Aber“ — sie blickte ihn durch ihre langen Wimpern mit hingebender Liebe an — „es gibt auch einen Verstand des Herzens. Oder nein,“ unterbrach sie sich mit höher gefärbten Wangen, „das war eine große Thorheit — Verstand und Herz! Nicht wahr? Eines schließt das andere aus. Man kann ja wohl nach Letzterem handeln, ohne deshalb den ersten zu Rathe zu ziehen und umgekehrt. Wann glauben Sie, daß der Mensch unglücklicher wird?“

Herr v. Bibrach, welcher bisher nur an ein Freundschaftsgefühl der Prinzessin für sich geglaubt und nichts von dem geahnt hatte, was sie soeben in Worten und Blicken ihm verrathen, entfärbte sich leicht. „Ich glaube nicht,“ sagte er langsam, „daß das Herz immer unser bester Berather ist.“

Sie lächelte. „Wissen Sie, warum wir uns so vor diesem Rathgeber scheuen? Weil wir furchtsam sind. — Nein? O doch! Auch der tapfere Soldat darf furchtsam sein, wenn sein Herz spricht. Es erniedrigt ihn nicht.“

„Nein!“ sagte er, von ihrer schlichten Würde tief gerührt.

„Nicht wahr? Und wenn dann ein Mann und Ritter zagen darf, sich selbst zu verlieren, wie viel mehr wohl ein schwaches Weib! Die Welt ist —“

„Erbarmungslos!“ fiel er bewegt ein.

„Nicht immer. Man kann sie beugen.“

„Mit Gefahr seines Glückes,“ sagte er leise. Eine erstickende Angst in ihm kämpfte mit einem überwältigenden Mitgefühl. So sollte es nicht kommen, so nicht! Aber er konnte sich keinen Vorwurf machen.

„Mit Gefahr seines Glückes?“ wiederholte die Prinzessin träumerisch. „Lassen Sie sehen, was wir unter Glück verstehen!“

Nie war ihr der Gedanke gekommen, daß die hohe Gabe ihrer Liebe andere Gefühle erwecken konnte, als selige Bestürzung, ritterliche Scheu. Sie kannte sich und ihren Werth.

„Was verstehen Sie zum Beispiel unter dem Begriff Glück?“ fragte sie lebhafter, indem sie sich in ihren Lieblingssessel unter einer nickenden Palme niederließ.

Der Oberst sagte fest. „Innere Zufriedenheit.“

„Sehr richtig, sehr richtig!“ rief sie mit wärmster Innigkeit, ihre Augen voll zu ihm aufschlagend. „Das ist's! Und diese Zufriedenheit ist ein Ding, glauben Sie mir, das mit Aeußerlichkeit nicht das Geringste zu thun hat. Man —“ sie stockte im schamhaften Bewußtsein dessen, was sie diesem Manne offenbaren

mußte, um sein Vertrauen zu gewinnen — „kann ein Diadem tragen und doch sehr, sehr unglücklich sein. Dagegen kann die Vorstellung, dasselbe abzulegen, um in der Stille unbekannt seinem Herzen zu leben, etwas Berauschendes haben. Schon die Vorstellung —"

Herr v. Bibrach verdammte seine verblendete Kurzsichtigkeit, indem er sich mit den heftigsten Selbstvorwürfen überhäufte. Dann sagte er mit ernster Betonung. „In diese Vorstellung kann ich mich nicht hineinversetzen, Eure Hoheit."

„O doch!" sagte die Prinzessin leise. „Wenn es anders wahr ist, daß die Sympathie in der Seele des Freundes zu lesen vermag. Kann —" Sie legte ihre Hand flüchtig vor die Augen. Die Fülle glückseliger Hoffnung betäubte sie fast. „Muth," flüsterte sie.

Herr v. Bibrach, die zärtliche Täuschung der Prinzessin auf das Tiefste bedauernd, sann mit qualvollster Hast, dieser ihn niederdrückenden Scene ein Ende zu bereiten, das Gefühl der Prinzessin zu schonen und seine eigene Würde zu wahren. Aber wo, wo um's Himmels willen fand sich das Mittel? Einen Augenblick durchzuckte ihn der Gedanke, die Liebe der Prinzessin anzunehmen und somit Rhena zur Treue gegen Arved zu zwingen. Aber er wies diesen Gedanken ebenso schnell von sich. Zur Spekulation war

die edle Absicht der Prinzessin zu schade. Er hätte sich, wie bald, darob verachten müssen.

Die Prinzessin hatte sich langsam erhoben. „Kann es Ihnen, mein theuerer Freund,“ sagte sie mit leiser bebender Stimme, „entgangen sein, daß die Reize des Lebens, die Vorzüge meiner Geburt, sich in das eine Verlangen aufgelöst haben — zu beglücken und glücklich zu sein? Ich weiß, daß Sie mich für stark halten, und ich weiß von Ihnen, daß Sie den Muth der Ueberzeugung haben —“ Sie schwieg. Ihr Auge erglänzte feucht. Sie streckte ihre Hand aus.

Ihm pochten die Schläfen. Nicht weiter! Er wollte sprechen, aber er empfand mitleidige Scheu. Doch ein scharfer Schnitt heilt. Und es gab kein Besinnen mehr. Zehnmal lieber hätte er unter den Schauern einer Schlacht gestanden, als hier vor dem sanften Auge der Prinzessin.

Er ergriff ihre Hand und zog sie mit zärtlicher Ehrerbietung an seine Lippen. „Hoheit,“ sagte er, mit Gewalt innere Ruhe heuchelnd, um ihrem Blick frei begegnen zu können, „ich wußte es, daß eine Stunde kommen mußte, wo Ihre Güte mein Herz völlig öffnen würde.“

Sie athmete heftig.

Er sprach rascher fort: „Wo Ihre huldvolle Theil=

nahme mir den Muth einflößte, das zu gestehen, was noch kein Mensch erfahren hat."

Er küßte abermals ihre Hand. „Hoheit, ich liebe — liebe von ganzer Seele ein süßes, unglückliches Kind —"

Einen Moment war es, als versteinere das Antlitz der Prinzessin. Selbst der Tropfen, welcher an ihren Wimpern hing, schien zu erstarren. Es ward ihr dunkel vor den Blicken. Doch wollte sie keine Schwäche zeigen. Zurückgewiesen! Einem anderen Weibe nachgesetzt! Von ihm! Von ihm!

Ein glühender Strom verletzten weiblichen und fürstlichen Stolzes rüttelte sie aus ihrer halben Betäubung wach.

Sie erhob das Haupt so schroff und kühl, wie sie es einst gewohnt gewesen.

„Ihr Vertrauen, Oberst v. Bibrach, ist mir schätzenswerth," sagte sie langsam, damit kein Stocken der Stimme hörbar ward. „Ich freue mich, es durch meine Huld erzwungen zu haben. Jetzt, da ich Mitwisserin Ihres Geheimnisses bin, bleibt mir nur noch der Wunsch übrig, daß Sie in Ihrer Liebe Glück haben mögen."

Er verneigte sich. „Eure Hoheit fragen nicht nach dem Namen?"

Die rosendurchwirkte Schleppe der Prinzessin verschwand schon auf der Schwelle des Arbeitszimmers der Herzogin.

Ein paar Sekunden stand Herr v. Bibrach, ohne zu wissen, ob er mit seinem Verhalten zufrieden sein dürfe oder nicht, nachsinnend neben der riesigen Fächerpalme. Sein Verhältniß zum Hofe war hiermit so gut wie gelöst. Er hätte der Prinzessin weichere Regungen zugetraut, als er den Riegel von seinem Herzen schob.

Ein anderes Gewand rauschte in seiner Nähe.

Er entraffte sich seinen Grübeleien und wollte sich entfernen. In diesem Augenblick hörte er — die Palmengruppe entzog ihm die Möglichkeit, jene Eintretende zu erkennen — das Knittern eines Papieres, als ob ein Couvert hastig zerrissen werde, und gleich darauf einen schlecht erstickten Schrei.

Der Oberst räusperte sich laut genug, um seine Anwesenheit zu verrathen.

Fast in demselben Augenblick kam die Gräfin Imhoff um die Palmengruppe herum.

„Sie hier, Oberst? Vortrefflich! Sie suchte ich eben in Gedanken.“

„Gräfin, Sie sind verstört! Was —?“

„Was?“ Hysterisches Lachen bemächtigte sich ihrer.

Und doch bebte sie am ganzen Körper vor Zorn und Schreck. „Sie müssen erfahren, was bald das Stadtgespräch — ah, Stadtgespött sein wird! Oberst, unser alter Name wird mit Füßen getreten!“

„Frau Gräfin, ich bitte Sie dringend, mich nicht länger auf die Folter zu spannen,“ bat er, hastig nach der Thür spähend, ob kein Unberufener nahe sei. „Mir ahnt, daß Ihr Groll mit Komtesse Rhena's Fernbleiben in Verbindung steht.“

Ihre Erregung ließ sie nur Rhena's Namen verstehen. „Ja, Oberst! Hören Sie — hören Sie, was dieses pflichtvergessene Kind gethan hat. Sie schrieb Arved Imhoff ab!“

Herr v. Vibrach griff wie geblendet nach der Stirn.

„Ja, sie schrieb ihm ab — jetzt, vor der Hochzeit, Oberst, denken Sie! Und hier lese ich“ — sie wies auf den Brief in ihrer Hand — „den Grund.“

„Welchen?“ fragte er mit schroffer Hast.

„Sie liebt,“ flüsterte die Gräfin, ihre Augenbrauen finster zusammenziehend, „liebt einen Anderen. Und den Namen dieses Anderen will Arved Imhoff von ihr wissen. — Sie verläßt sofort mein Haus!“

Eine schwüle Pause entstand, während welcher die Gräfin den Brief zusammendrückte und in die Tasche ihres opalfarbenen Sammetkleides schob. Es

flog etwas an ihren Geistesblicken vorüber wie mit schwarzem Flügelschlag.

„Gräfin —“ sagte der Oberst, erschüttert nach ihrer Hand greifend.

In demselben Augenblick ergoß sich eine Schaar lachender Damen und Herren durch den Arbeitssalon in den Wintergarten, dessen Eintritt heute Jedem gegönnt war.

„Morgen — morgen suche ich Sie auf,“ sagte er abbrechend.

„Ich erwarte Sie,“ sagte sie, ihre ruhige Haltung gewaltsam zurücknehmend. „Dann wollen wir in aller Ruhe —“

Er hatte den Platz neben der Palmengruppe schon verlassen.

Mitten unter dem Kronleuchter des Tanzsaales sah er die Prinzessin stehen. Das Licht funkelte in ihrem kostbaren Geschmeide. Oft schien es, als sei ihr ganzer Oberkörper von bläulichrothen Strahlen umzuckt.

Er ging nicht fern an ihr vorüber. Sie sah ihn nicht. Ihr Antlitz war immer noch steinern, als wäre es aus Marmor gebildet.

Nur bisweilen, ganz unabhängig von dem, was sie gerade sprach, hob ein tiefer Seufzer ihre Brust und riß das angefangene Wort mitten entzwei.

Der Herzog würde das Verschwinden des Obersten von dem Feste ungnädig bemerkt haben, auch wenn er ein plötzliches Unwohlsein vorgeschützt hätte, so blieb ihm nichts übrig, als die Gedankenlast, welche die Nachricht der Gräfin auf ihn gehäuft hatte, inmitten der Gesellschaft zu bewältigen.

Arme, süße Rhena! Sie hatte den Muth gehabt, ihrem Schicksal zu widerstreben! Weshalb rauschte ihm nur immer die alte, häßliche Sage durch den Kopf? Er konnte sie nicht los werden, weder im Kerzenlicht, noch im Dunkel der Nacht. Dieses thörichte Ammenmärchen: Nur ein Imhoff! Und dennoch, jetzt, wo der Knoten sich durch Rhena's offenes Geständniß zu lösen begann, jetzt dämmerte die Möglichkeit immer heller herauf, das Märchen könne dennoch zur Wirklichkeit werden.

Diese Vorstellung war unerträglich. Wie aber, wenn er schwieg, es darauf ankommen ließ, ob Rhena sich zu ihm bekannte? Nein — diesen Flecken auf seiner Ehre, auf seiner Tapferkeit duldete er nicht.

— — — — — — — — — — —

Die Gräfin verbrachte eine schlaflose Nacht. Am frühen Morgen schon betrat sie das Schlafzimmer ihrer Nichte und warf ihr Arved's Brief mit unsäglicher Verachtung auf's Bett.

„Da! Lies! Und dann stehe mir Rede und Antwort. Mit meiner Kraft ist es zu Ende.“

Die kleine Komtesse erhob ihr Haupt von den Kissen. Als sie die Zeilen gelesen hatte, sagte sie mit einem Seufzer der Erleichterung. „Nun ist es gut.“

„Und der Name dieses — Nichtswürdigen?“ rief die Gräfin empört.

„Der bleibt mein Geheimniß!“ sagte Rhena fest, sich wieder in die Kissen legend. „Den erfährt Niemand.“

„Du —“ Die Sprache versagte der Gräfin. Sie ging hinaus.

In ihrem Gemache ruhelos auf und nieder schreitend, grübelte sie über jede Möglichkeit nach, dem Betreffenden auf die Spur zu kommen. Endlich blieb sie wie erleuchtet stehen, wie erleichtert. „Es ist eine alberne Finte von ihr, uns den Rückzug zu verlegen. So ist's. Ich werde Arved selbst —“

Es läutete draußen.

Der Diener meldete den Freiherrn v. Bibrach.

„Sehr willkommen!“ rief die Gräfin. Mit seiner Hilfe ließ sich am besten die fatale Neuigkeit verbreiten.

Schritte klirrten im Vorzimmer. Der Oberst trat ein. Er war im Paradeanzug und trug die reihergeschmückte Pelzmütze in der Hand.

„Aber, lieber Oberst —“ sagte die Gräfin erstaunt, ihm entgegengehend. „Eine vertrauliche Besprechung —“

Herr v. Bibrach nahm den Sessel ein, welchen sie ihm an ihrer Seite anbot, und fragte ohne weitere Antwort: „Hat Komtesse Rhena den Namen jenes Mannes eingestanden, den sie liebt und der sie von ganzem Herzen wieder liebt?“

„Nein,“ sagte die Gräfin. „Und ich glaube jetzt an eine Lüge ihrerseits.“

„Nun denn, Frau Gräfin,“ fiel der Oberst mit überzeugendem Nachdruck ein, „so will ich für Ihre Nichte der Wahrheit die Ehre geben.“ Seine dunkelblauen Augen ruhten fest auf der betroffenen Frau. „Mich liebt Rhena! Und ich bin es, der sie wiederliebt!“

Die Gräfin stieß einen Schrei aus und sank wie ohnmächtig an die Lehne des Divans zurück.

„Frau Gräfin, ein wundersames Geschick —“

Sie sprang auf. Ungläubig und halb und halb entrüstet blickte sie ihn unverwandt an. „Sie? Sie, Oberst? Sie haben —? Sie wollen Arved's Mörder werden?“ stieß sie zuletzt gewaltsam hervor.

„Ich bitte Sie jetzt nur um die Hand Ihrer Nichte,“ sagte er, gegen seinen Willen von ihrer letzten

Frage erschüttert. „Alles, was dann kommt, muß ich geschehen lassen als Mann von Ehre und Pflichtgefühl."

Die Gräfin drückte ihre Hände gegen die Stirn. „Bin ich denn wahnsinnig gewesen? Blind? Ihre Theilnahme — O, o! Gott im Himmel! So habe ich selbst mit an seinem Verderben gearbeitet! Aber Oberst, daß Sie mich, daß Sie uns so hintergingen! Wissen Sie —" rief die Gräfin, sich mit bitterstem Zorn unterbrechend — „daß ich den Schuldigen heute Morgen einen Nichtswürdigen nannte?"

„Hören Sie erst," sagte der Freiherr mit zwingender Würde, „und dann urtheilen Sie. Vielleicht spricht Ihr Gerechtigkeitsgefühl alsdann anders."

Sie hielt die Hände noch immer gegen ihr Antlitz gedrückt, während er sprach. Zuletzt schloß er seine wahrheitsgetreue Erzählung mit den Worten: „So war's, bei Gott und meiner Ehre. Jetzt denken Sie, was Sie wollen. Ich habe nur ein Verlangen, Rhena vor Ihrem Zorn zu schützen. Alles Andere werde ich zu ertragen wissen."

„O ja!" lächelte die Gräfin unsäglich bitter. „Warum denn nicht? Ihnen ist ja ein solcher Ausgang Kinderspiel. Aber mir nicht. Daß Sie mich zu dieser Härte gegen Sie zwingen — Oberst, Oberst!"

„Wir sind ein Spielball in der Hand des Schick-

sals," erwiederte er sehr ernst. „Glauben Sie mir, Gräfin, ich trage schwer an dem meinen. Manchmal steigt der Gedanke in mir auf, ich hätte es besser verdient, aber —" er dachte an die Ungnade der Prinzessin, welche er auch gegen seinen Willen unheilbar verletzt hatte. „Darüber läßt sich nicht rechten. Ich bleibe nicht mehr lange hier in Hessingen. Ich werde wohl meinen Abschied nehmen. Und nun frage ich Sie, Gräfin, zum zweiten Male, wollen Sie mir Rhena's Hand zusagen, als dem Manne, welchem sie ihr Herz freiwillig geschenkt hat?"

„Nein!" rief die Gräfin mit Thränen in den Augen. „Glauben Sie, daß ich Arved's Glück wie eine Haselnuß verschenken könnte? Rechten Sie mit ihm. Setzen Sie sich mit ihm auseinander. Rhena hat aufgehört, mir Liebe einzuflößen. Aber die Schicklichkeit und den Anstand will ich wenigstens in unser Aller Interesse gewahrt wissen. Sie werden sie in meinem Hause weder sehen, noch sprechen, Herr v. Bibrach. Dafür stehe ich gut!"

„Dann werde ich gezwungen sein, meine Maßregeln dagegen zu ergreifen," sagte der Freiherr, indem er sich verneigte und das Zimmer verließ.

Nach seinem Fortgang kam es von Neuem wie ein Ohnmachtsanfall über die Gräfin. Gerade er,

den sie sich zur Stütze ausersehen! Nächstdem war es ihre unwissentliche Mitarbeiterschaft an diesem Drama, welche sie zur Verzweiflung brachte. Sie glaubte nicht an Rhena's seelischen Unverstand und Leichtgläubigkeit. Deshalb machte sie sich, was das Bündniß mit Arved anbetraf, auch nicht den mindesten Vorwurf. Aber tausendmal wünschte sie jenen Abend aus ihrem Leben fort, wo sie Herrn v. Vibrach im Salon zu Imhoff gastfreundlich die Hand gereicht hatte.

Was nun?

Sie rieb sich die Stirn, als müsse dadurch eine Abhilfe geschaffen werden, bis sie zu schmerzen begann. Für ihren eigenen Sohn hätte sie nicht mehr Besorgniß empfinden können. Umsonst! Sie wußte, was von Arved's Seite geschehen mußte, um den Räuber seines Glückes zu züchtigen. Bei dieser Vorstellung eilte sie wie von Geistern gejagt aus dem Zimmer zu Rhena.

Sie fand diese am Fenster stehend und sehnsüchtig in die blauen Lüfte schauend.

Das empörte die Gräfin vollends; sie rief Rhena's Namen mit einer Schärfe des Tones, welche das junge Mädchen zusammenzucken ließ.

„Willst Du mir jetzt den Namen Deines Geliebten nennen?“ fragte die Gräfin trotz ihrer Erregung mit vernichtender Ironie.

Rhena schüttelte das Haupt auf die Frage ihrer Tante. „Den Namen des Mannes, den ich liebe, erfährt Niemand von mir. Eher sterbe ich.“

Die Gräfin sah ihr einen Augenblick fest in's Antlitz, dann sagte sie mit empfindlichster Bitterkeit: „Ich weiß ihn. Ich weiß, wer sich unter der Maske der Freundschaft in unser Haus eingeschlichen und den armen Arved in den Blicken seiner pflichtvergessenen Braut auszustechen gewußt hat. Ich —“

Die kleine Komtesse hielt sich schamvoll erglühend die Augen zu.

„Herr v. Bibrach ist Dein Held und Ritter. O —! Aber ich sagte ihm soeben, was ich von diesem Spiele denke. Ich sagte ihm —“ die Sprache versagte ihr.

Rhena stürzte auf ihre Tante zu und erfaßte deren Rechte. „War er hier? Bei Dir? Sprach er von mir? Sagte er — o, sei barmherzig! In dieser Stunde sei ein einziges Mal gütig gegen mich! Liebt er mich noch? Ist er nicht böse, daß ich gegen seinen Willen betreffs Arved's handelte? Verzeiht er? Möchte er mich nicht sprechen, nicht einmal nur sehen?“

Die Gräfin stieß die Berührung ihrer Nichte mit heftigstem Abscheu zurück. „Fort! Ehe ich in seine Forderung einwillige —“

Rhena fiel ihr mit unverstelltem Entzücken in's Wort. „So wollte er — Und ich denke an ihn Tag und Nacht!"

„Weißt Du," flüsterte die Gräfin gepreßt, als hinge jede Silbe an ihren Lippen fest, „wen Du liebst? Nein? Den Mörder Deines Bräutigams!"

Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus. „Du lügst! Alexander v. Bibrach —"

„Hast Du den Grafen Imhoff," fiel die Gräfin mit eisiger Verachtung ein, „für einen Hanswurst gehalten, der sich seine Liebe und Ehre wie eine Narrenpeitsche aus der Hand ziehen läßt? Noch gibt es Imhoffs, die ihre Pflicht kennen. Du weißt von dem Verhängniß in unserem Hause und Du" — sie faßte Rhena an der Schulter und rüttelte sie, als müsse sie sie zur Besinnung bringen — „Du selbst, treuloses Geschöpf, stellst ihn vor die Pistole Deines Galans. Das halte Dir vor Dein Gewissen — dann werden Dir die Liebesgedanken vielleicht vergehen!"

Die Gräfin hatte längst das Zimmer verlassen, um einen kleinen Theil ihres inneren Grolles erleichtert, als Rhena noch immer nicht den starren Blick vom Boden zu erheben wagte. Stand das Gespenst auf? Und sie, sie hatte es geweckt?

„Erbarmen!" flüsterte sie, ihre gefalteten Hände

ausstreckend, als riefe sie ein unsichtbares Wesen um Gnade für Arved's Leben an.

Alles umsonst! Auch wenn sie sich opfern wollte, Arved nahm das Opfer nicht mehr an. Da stand es geschrieben: „Ich will Dich nie gegen Deinen Willen besitzen.“ Nie! Und wenn sie ihre Liebe jetzt verleugnete, so glaubte er nicht daran. Kein Ausweg außer diesem einen, blutigen. Alexander der Mörder, sie die Mörderin!

Diese beiden Vorstellungen schossen zuletzt wie feurige Funken durch ihr gemartertes Hirn. Eine herzbeklemmende Angst schüttelte ihren Körper wie im Fieber. Gab es denn gar keinen Ausweg?

— — — — — — — — — — —

Die Kammerfrau der Prinzessin erhielt heute gegen alle Gewohnheit nicht zur bestimmten Stunde das Glockenzeichen, ihren Dienst anzutreten. Ob Hoheit noch schliefen?

Die Kammerfrau legte lauschend das Ohr an die Thürspalte. Es regte sich nichts im Gemach. Endlich wagte sie es, vorsichtig das Schloß zu öffnen. Beinahe hätte sie aufgeschrien, als sie die Prinzessin, in ihr weißes Nachtgewand gehüllt, regungslos im Sessel neben dem Fenster sitzen und vor sich hin in das sonnenbestrahlte Gartenreich blicken sah.

Das war eine Nacht gewesen! Endlos wie die Ewigkeit! Bleiern wie Gewitterschwüle!

Die Prinzessin konnte nicht in den Kissen liegen. Schmerz und Zorn jagten sie vom Lager auf.

So tief hatte sie sich herabgelassen in ihrem fürstlichen Stolze, einen Unebenbürtigen beglücken zu wollen. Und dann verschmäht von ihm, verhöhnt, verlacht! Wo war ein Weib, dem sie das Recht zugestehen könnte, ihre Person in den Schatten zu setzen? Das es wagen durfte, sich ihr gleichzustellen, mit ihr gleichgestellt zu werden?

Das Herz der Prinzessin schnürte sich zusammen, als wenn es aufhören sollte zu schlagen.

Frost und Hitze jagten sich in ihren Adern. Sie fühlte sich sterbenskrank.

Weshalb alle Kämpfe? Dieses Aufgebot der besten Kräfte gegen den Willen des Herzogs? Wenn er, der Stolze, die Niederlage seiner Tochter erführe! O, lieber den Tod erdulden!

Sie rang die Hände. „Was habe ich gethan? Was habe ich gethan? Was habe ich geglaubt? Mein Selbstbewußtsein, wo habe ich es verloren?“

Der leidenschaftliche Groll der Prinzessin quoll über. „Wie kann ich diesen Frevel an meiner Hoheit rächen?“ Sie war wie umgewandelt durch das Ueber-

maß der Enttäuschung. „Er muß fort! Schimpflich entlassen! Das ist es! Und sie? Seine Geliebte hassen, und, wenn ich sie kenne, verfolgen! Wer ist sie? Wie heißt sie? O, der Name! Der Name! Daß ich ihn bis zu Ende gehört hätte! Ich Thörin! Ich verliebte Närrin!“ —

Als der Morgen dämmerte, war die Prinzessin erschöpft auf den Sessel am Fenster niedergesunken. Sie schlief nicht, sie träumte auch nicht mit offenen Augen. Sie war wie erstorben, geistig und körperlich.

Die Nebel im Garten flatterten auseinander und zu Boden. Das frische Grün schaute neugierig aus dem Morgendunst hervor. Alle Vögel sangen in dem purpurgoldenen Frühlicht.

Sie hörte und sah nichts davon, trotzdem ihre Augen, weit geöffnet, Alles zu verfolgen schienen.

Erst als die Kammerfrau mit leisem Geräusch eintrat, fuhr die Prinzessin aus ihrer Betäubung auf.

Ihr erster klarer Gedanke war wieder die Frage: wie heißt das Weib, welches seine Liebe gewonnen hat?

Die Wände gaben keine Antwort, und Herrn v. Bibrach's Lippen würden nach der gestrigen Aussprache ewig stumm bleiben.

Diese Unmöglichkeit machte die Prinzessin vor

Ungeduld vergehen. Sie durchmaß ihr Arbeitszimmer mit einer an Verzweiflung grenzenden Hast.

Plötzlich eine Störung! Die Prinzessin fuhr zornig auf. „Was wünschen Sie?“

Fräulein v. Gärting meldete, daß Komtesse Imhoff im Vorsaal sei und dringend um eine Audienz bei Ihrer Hoheit flehe.

„Rhena —“ murmelte die Prinzessin zweifelnd. „Lassen Sie sie eintreten! Sie wird mich zerstreuen,“ flüsterte sie, ihr Spitzentuch gegen die brennenden Lider drückend.

Die Thür ward geöffnet. Rhena eilte in das Gemach. Sie war leichenblaß, kaum fähig, sich aufrecht zu halten.

„Rhena!“ rief die Prinzessin, auf's Aeußerste betroffen von dem unvermutheten Anblick. „Was ist geschehen?“

Sie lag schon zu den Füßen ihrer Beschützerin und umklammerte deren Kniee. „Haben Sie Erbarmen mit mir, Hoheit! Lassen Sie mich nicht zur Mörderin werden. Ich verliere sonst den Verstand.“

„Ich bitte Sie, Rhena — Sie fiebern!“ sagte die Prinzessin gütig, das lockige Haupt ihres Lieblings berührend. „Stehen Sie auf. Was soll ich thun? Wer ängstigt Sie? Hier sind Sie sicher. Aber was ist geschehen?“

Sie drückte ihr Antlitz nur tiefer in das Kleid der tief über sie geneigten Prinzessin und begann zu sprechen. „Alles, Alles, Hoheit — Sie sollen Alles hören. Nur helfen Sie mir!“

Und sie erzählte in fliegender Hast, von ihrem Schluchzen zuweilen unterbrochen, daß sie Arved nicht liebe und nie als ihren zukünftigen Gemahl geliebt habe.

„Das hätte ich wissen können,“ fiel die Prinzessin mitfühlend ein. „Sie haben es mir tausendmal unwissentlich verrathen. Aber nun — wo steckt die Schuld?“

„Ich liebe einen Anderen, Hoheit,“ stammelte Rhena, ihr Gesicht erhebend.

„Armes Kind,“ flüsterte die Prinzessin, ihre Wangen streichelnd. „Wen lieben Sie?“

„Alexander v. Bibrach!“ rief Rhena aufspringend. „Und er liebt mich! Lassen Sie mich ein paar Worte mit ihm in Ihrer Gegenwart sprechen!“

Die Prinzessin drängte einen zitternden Ruf des Zornes schlecht zurück. Sie empfand ein Gefühl, als hätte ein Schlag ihr Gesicht getroffen, daß es davon jäh zu glühen begann, und auch die braunen Flämmchen in den Pupillen der Prinzessin funkelten wie kleine Lichter.

Sie wandte sich um und eilte in ihr Schlafgemach zurück, dessen Thür sie hinter sich verschloß.

Dort blieb sie athemlos neben dem Pfosten stehen und lehnte das Haupt gegen die Wand.

So also sah das verhaßte Weib aus! Diese Kinderaugen hatten sie so schwer beleidigt, diese Lippen, welche sie, wie oft, um ihr süßes Lachen beneidet! Fluch ihr und ihm! Ha, jetzt war die Gelegenheit geboten, ihren Racheburst zu befriedigen! Mochte Rhena verzweifeln, mochte sie einen Mord auf ihre Seele laden! Und zuletzt noch den Mann hassen, welcher ihr diese Gewissenspein auferlegt! Das war ein Triumph! Beide elend.

Die Prinzessin war wie außer sich, wie trunken.

Da plötzlich fielen ihr die Augenblicke in's Gedächtniß, wo Rhena ihr den ganzen Reichthum schwesterlicher Liebe geschenkt hatte, als sie noch allein stand und freudlos.

Und mit dieser Vorstellung fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Der Zornesrausch wich wie der Nebel vor der Sonne. Das schöne Selbst der Prinzessin trat langsam und strahlend wieder zu Tage.

Und als sie erst sich wieder erkannte und wieder fand, da bebte ein Hauch der Scham über ihre edlen Züge. Nicht mehr der Scham über eine un=

mögliche Liebe, sondern über den Abfall von ihrer besseren Natur. Die Irrung eines Herzens ist niemals Schande — und der Freiherr, das fühlte sie jetzt, mußte sie nur höher schätzen ob dieser idealen Täuschung. — Pfui über ein niedriges Rachegelüst!

Aber die Vorsehung gab ihr schon das Mittel in die Hand, sich wieder völlig mit sich selbst zu versöhnen. Die Vorzüge einer fürstlichen Geburt sind ja der Maßstab für erhöhte Pflichten, und über dem Glück der Liebe steht allemal das Glück der Pflichterfüllung.

Und mit leuchtenden Blicken und sieghaft lächelnden Lippen öffnete die Prinzessin ihre Thür.

„Rhena!" rief sie, ihre Arme ausstreckend, „ich helfe Ihnen! Sie sollen ihn sprechen!"

Damit wandte sie sich zur Glocke. „Man soll den Freiherrn v. Bibrach benachrichtigen, daß ich ihn hier zu sprechen wünsche. Sogleich!"

Sie hielt die Komtesse noch an ihrer Brust, als der Oberst eintrat.

Bei diesem unverhofften Anblick blieb er betroffen stehen. Er hatte etwas ganz anderes erwartet.

„Herr Oberst," sagte die Prinzessin mit einer schönen Röthe jungfräulicher Scham auf den Wangen und zugleich dem völligen Bewußtsein ihrer Würde, „ich habe nun auch den Namen Derer erfahren, welche

Ihr Herz gewonnen hat. Was ich vermag, Ihr beiderseitiges Glück zu begründen, das will ich thun — aus Freundschaft für dieses arme, liebe Kind."

Sie drängte Rhena von sich. „Herr Oberst, hören Sie jetzt, was Rhena Ihnen zu sagen hat."

Damit wendete sie sich um und ging in den Vorsaal hinaus.

Als sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte, breitete der Freiherr mit heißer Wehmuth seine Arme aus.

Rhena flog an seine Brust und drückte sich an ihn, als könnte sie ihn nie mehr verlassen. Ihr Körper zitterte und bebte in Glück und Schmerz. Sie war unfähig, auch nur ein Wort hervorzubringen.

Er küßte ihre Stirn und ihre Lippen, selbst bis zur Sprachlosigkeit bewegt. Hatte ihre kindliche Unbefangenheit nicht soeben die steilste Klippe spielend umschifft? Und Alles aus Liebe zu ihm!

„Jetzt wirst Du mein," flüsterte er. „Jetzt gibt es keine Macht der Welt mehr, die uns trennen könnte. Keine!"

Durch ihre feuchten Wimpern sah sie ihn gläubig lächelnd an. „Ach, ich kann es noch gar nicht ausdenken! Habe ich doch Niemand mehr —"

„Sage es nicht," bat er angstvoll, ihren Mund

mit Küssen schließend. „Sage es nicht. In mir wirst Du reichen Ersatz finden, wirst Du Alles zehnfach wiederfinden. Von nun an kenne ich nur einen Wunsch: Dich glücklich zu sehen! Meine Liebe soll Dich entschädigen. Ich lebe nur noch für Dich. Dir gehört mein ganzes Sein und Denken, mein süßes, süßes Lieb!"

Sie nickte lebhaft. „Wenn wir Beide uns nur lieb haben — was kümmern uns die Anderen! Wie ich mich nach Dir gesehnt habe! Nun bist Du bei mir. Geh' nicht fort! Zu Hause ist es so schrecklich!"

Plötzlich besann sie sich. „Allmächtiger Gott! Was wirst Du an Arved thun?"

„Laß, laß!" bat er zärtlich. „Denke nicht daran!"

Sie riß sich los. „Nicht daran denken? Deshalb bin ich ja hier! Ist's wahr, willst Du Dich mit ihm schießen? O, ich bitte Dich, weshalb? Ja? Das willst Du? Und weißt doch, daß er schon so unglücklich ist!"

Er versuchte es, sie an sich zu ziehen. Aber sie widerstrebte leidenschaftlich.

„Diese Dinge, meine süße Rhena — laß sie ruhen!"

„Nein, nein!" rief sie, seine Hände erfassend. „Du darfst nicht. Das mußt Du mir schwören. Jetzt

gleich, daß Du nie, nie die Waffe gegen Arved erheben willst. Wenn Du mich lieb hast, wie Du sagst, so versprich es — bei Deiner Liebe!"

Der Freiherr, erschüttert und bewegt, schwieg.

„So ist es wahr, Du willst sein Mörder werden?" rief sie hastig von ihm forttretend. „Und weißt doch, welche Gefahr über ihm schwebt! Wir Beide tödten ihn, nachdem wir ihn so tief betrübt haben. Ich nicht, Gott ist mein Zeuge! Niemals könnte ich Deine Hand berühren, wenn Du sie gegen ihn erhoben hättest. Schwöre mir, daß Du es nicht thun willst," flehte sie unter neu hervorquellenden Thränen. „Ich glaube Dir. Sage nein!"

Er gab ihre Rechte frei. „Und wenn es nicht in meiner Macht läge, ein solches Unglück zu verhüten? Was dann? Wenn mir die Waffe gewaltsam in die Hand gedrückt würde?"

Sie sah ihn verwirrt an. „Wer —?"

„Wer?" fragte er mit traurigem Lächeln. „Arved!"

„So sage nein!" rief sie heftig.

„Und laß Dich als einen ehrlosen Feigling ausstoßen!" sagte er sehr ernst und nachdrücklich. „Die Sache ist entschieden. Nicht durch meinen Willen. Diese Gesetze umgeht man nicht. Arved hat das Recht, Genugthuung von mir zu fordern. Ich werde sie ihm

geben. Was dann geschieht, ist nicht meine und nicht seine Schuld."

Sie hatte ihm mit athemloser Furcht zugehört. Jetzt preßte sie die Hände gegen ihre Brust. „Und wenn — wenn er, der gute, brave Arved — gefallen ist, dann willst Du kommen und —" Sie schauerte. „Wir glücklich, und er todt! — Durch uns — nein!"

„Und wenn ich fiele, wie es ebenso wahrscheinlich ist — von eurem Aberglauben abgesehen?" fragte Herr v. Bibrach, ihr tief in's Auge schauend. „Würdest Du Arved dann auch einen Mörder nennen? Und Dich meine Mörderin? Sieh, davon spreche ich Dich jetzt los, Du süßes Kind!"

Sie war so völlig urtheilslos gemacht von dieser Alternative, daß sie sich von Neuem an ihn schmiegte.

„Thu's nicht! Lebe und laß ihn leben! Am besten wär's, ich stürbe selbst!"

„Das würde an der Sache gar nichts ändern," sagte er, ihr lockiges Haar liebkosend. „Ergib Dich in den Gedanken. Fürchte auch kein Gespött der Menschen. Wir werden ein Ruheplätzchen finden, wohin dergleichen nicht dringen kann."

„Aber," fuhr sie mit Entsetzen auf, „wenn Blut an Deinen Händen klebt, kann ich Deine Frau nicht werden. So wahr ich lebe, ich kann es nicht! Wenn

Du mich küßtest, müßte ich an Arved's Tod denken, wenn ich Dich ansehe, würde ich seine Wunde mit ansehen. Ich würde seine Stimme immer hören, sein Lachen. O, die Angst bei Nacht! Ich hätte keinen Augenblick Ruhe vor ihm. Es würde mich den Verstand kosten."

Er wollte sagen: „So gehe zurück zu ihm!" Aber ihr hilfloser Schmerz entwaffnete seine Bitterkeit. Sie litt ja doch um seinetwillen.

„Rhena," sagte er mit gedämpfter Stimme, „Du sollst mit mir zufrieden sein."

„Ja?" rief sie entzückt. „Du willst doch? O, wie danke ich Dir! Wie danke ich Dir!"

Sie hatte seine Rechte feurig ergriffen und im Uebermaß der Freude an ihre Lippen gedrückt.

„Meine süße Rhena," flüsterte er tief ergriffen. „Mein süßes, süßes Lieb! Wann werden wir uns wiedersehen?"

Ihr Muthwillen erwachte sofort. „Wenn Du doch ein Ritter wärst, weißt Du, möchte ich als Page gleich mit Dir ziehen — durch die ganze Welt!"

Ihr schalkhafter Liebreiz berauschte ihn. Alle Sorge schlief ein. Die Liebe allein blieb wach.

Sie hörten es nicht, daß die Thür des Vorsaals sich leise öffnete und die Prinzessin eintrat.

Beim Anblick der weltentrückten Seligkeit der Liebenden ging es ihr wie ein Stich durch's Herz. Für einen Augenblick erlosch alle Farbe ihrer Züge. Aber sie siegte auch über diese letzte Schwäche.

Das Rauschen ihres Gewandes ließ Beide verwirrt auseinander treten.

„Es ist Zeit!“ sagte die Prinzessin gütig. „Zeit zum Scheiden!“

Herr v. Bibrach, von dem Edelmuth der Prinzessin durchdrungen, trat zu ihr und beugte ehrfurchtsvoll sein Knie.

„Ich finde keinen Ausdruck, Eurer Hoheit die Dankbarkeit meines Herzens darzulegen. Die Sprache ist zu arm — und ich nicht würdig genug. Nur fühlen kann ich, daß mir eine Gnade zu Theil geworden ist, die über alle irdischen Empfindungen erhaben ist. Eine Gnade, wie sie Engel austheilen können zum Wohle der Menschen.“

„Ein Engel!“ rief die kleine Komtesse, begeistert neben ihrem Geliebten knieend. „Ja, das ist unsere Prinzessin!“

Die Prinzessin, den Lohn ihrer Ueberwindung empfangend, sagte mit sanfter Heiterkeit: „Wenn man, wie ich, vom Leben nichts erwartet, so findet man sich immer angenehm überrascht. Glücklich machen ist schöner

noch, als glücklich sein! Stehen Sie auf, Herr Oberst! Sie auch, Rhena! Ich fürchte, die Rolle eines Schutzengels geht hier schon zu Ende. Auf Wiedersehen!"

Sie küßte Rhena's Stirn und reichte Herrn v. Bibrach die Hand.

Jetzt zuckte sie nicht mehr, als er seine Lippen darauf drückte.

Der Oberst verabschiedete sich draußen mit einem letzten Kusse von der kleinen Komtesse, und diese eilte aus dem Schlosse in die Wohnung ihrer Tante zurück. Aber ihre Hoffnung, sich unbemerkt entfernt zu haben, schlug völlig fehl, als sie die Gräfin in ihrem Wohngemach stehen sah, wie sie die Jungfer überwachte, die mehrere Koffer voll Wäsche und Kleider packte.

Beim Anblick ihrer ungehorsamen Nichte befahl die Gräfin zunächst ihrer Jungfer, das Zimmer zu verlassen. Dann wendete sie sich an die erschrockene Komtesse.

„Da meine Autorität nicht hinreicht, Deinen guten Namen zu schützen, den Du mit aller Gewalt verunglimpfen willst, so bleibt mir nichts übrig, als Dich aus der Nähe dieses — Mannes zu entfernen, und zwar sofort!"

„Ohne meine Zustimmung?" rief Rhena, zwischen Zorn und Betrübniß schwankend.

„Ohne Deine Zustimmung,“ wiederholte die Gräfin mißächtlich. „Ich entferne Dich, weil ich mit dieser Sache nicht das Geringste gemein haben will. An fremdem Orte fällt keine Verantwortung mehr auf mich. Dort thue und lasse, was Du magst, was Andere Dir gestatten.“

„Tante,“ rief Rhena aufstampfend, „Du hast ein Kieselherz! Die Prinzessin —“

„Bitte, mich ganz aus dem Spiele zu lassen,“ erwiederte die Gräfin scharf. „Ich will und kann Dich beim Ausbruch des Skandals nicht in meinem Hause behalten. Arved kann jeden Tag hier eintreffen. Vielleicht hast Du noch so viel Schamgefühl, ihm lieber nicht in's Gesicht zu sehen!“

„Tante!“ Rhena ballte in ohnmächtiger Verzweiflung die Hände.

„Ich fragte bereits bei meiner Freundin, wo wir den Sommer zubrachten, an, ob sie Dich für einige Zeit aufnehmen wollte, bis — Herr v. Bibrach über Dich entschieden hat. Sie willigte ein. Vor einer Stunde telegraphirte ich, Du würdest morgen Abend eintreffen. Also fährst Du mit dem Nachmittagszuge von hier ab. Ernestine wird Dich begleiten und sicher abliefern. Das ist das Letzte, was ich aus Anstand und Rücksicht für Dich thue. Mache Dich fertig. Von

hier zur Bahn. Und sonst keinen Schritt aus dem Hause!"

Sie rief die Jungfer wieder herein und befahl ihr, weiter zu packen, ohne Rhena noch eines Blickes zu würdigen.

Als die Koffer fertig gepackt und geschnallt standen, sie selbst im Reisekleid daneben, da war es Rhena, als müsse ihr Herz vor Kummer brechen. Sie setzte sich auf einen Koffer nieder, vergrub ihr Antlitz in den Händen und weinte. Die Behandlung ihrer Tante schmerzte sie kaum weniger, als die Trennung vom Geliebten und der Prinzessin.

Plötzlich sprang sie heftig auf. „Ich werde doch thun, was ich will, ich werde mich nicht wie ein kleines ungehorsames Kind irgend wohin verschicken lassen. Ich werde gehen, wohin mich mein Herz zieht und immer hingezogen hat."

Der Abschied von der Gräfin war eisig.

Drunten stand der geschlossene Wagen, mit dem Gepäck beladen. Trotz des heißen Julitages hatte die Gräfin befohlen, daß kein Fenster geöffnet werden sollte, damit Niemand auf die Reisende aufmerksam werde.

Die Jungfer hatte den Befehl, der Komtesse gegenüber auf dem Rücksitz Platz zu nehmen.

Als Rhena eingestiegen war, trat die Gräfin erleichtert vom Fenster zurück. Der Schlag fiel zu. Die Pferde zogen an.

„Die Billets kaufe ich," sagte Rhena, als sie auf dem Bahnhof ausstiegen.

„Die Frau Gräfin hat —" fiel die Jungfer ein.

„Ich reise, wie Sie sehen, und nicht die Frau Gräfin," sagte Rhena, sich kurz nach dem Schalter wendend.

Die Haltung der Komtesse war derart, daß die Jungfer keinen Widerspruch wagte.

Als es läutete, stiegen Beide in einen Wagen erster Klasse.

Rhena sprach kein Wort. Sie blickte nur zuweilen in ihr Reisehandbuch und auf die Uhr.

Nach etlichen Stationen hielt der Zug abermals.

„Bitte auszusteigen!" sagte der Schaffner.

„Sie irren," rief Ernestine Krüger lebhaft. „Wir fahren noch weiter und steigen erst" — sie sah in ein Zettelchen.

Rhena war bereits auf dem Bahnsteige. „Sie können meinetwegen sitzen bleiben bis Buxtehude."

Nun kletterte die Jungfer nach. „Gnädige Komtesse, dies ist noch nicht Sternberg, der Kreuzungspunkt, wie die Frau Gräfin sagte."

„Glauben Sie, daß ich noch nicht lesen kann?" fragte Rhena spöttisch. Dann stiegen sie in einen anderen Zug, der, statt vorwärts, nach der entgegengesetzten Seite fuhr.

„Habe ich's nicht gesagt?" jammerte die Jungfer, ihre Hände ringend und an's Fenster stürzend. „Wir fahren falsch, gnädige Komtesse."

So blieb es während einer ganzen Nacht und eines großen Theiles des zweiten Tages. Die Jungfer bat und jammerte, ohne daß die Komtesse sich von ihrer Angst erweichen ließ.

Die Sonne stand schon ziemlich tief im Westen, da pfiff die Lokomotive abermals heftig und schrill.

Rhena fuhr auf wie elektrisirt.

Ein kleiner sauberer Bahnhof im Rohbau zeigte sich, von blühenden Kletterrosen bis unter's Dach besponnen. Nur wenige Menschen standen auf dem immer noch heißen Bahnsteig.

Die Wagenthür ward aufgerissen. „Leuchingen! — Bitte auszusteigen!"

„Mein Gott, wo ist das? Wo sind wir?" rief die Jungfer, Handtaschen und Schirme aufraffend, während Rhena, ohne sich umzusehen, in den Wartesaal ging.

Dort war es angenehm kühl hinter den grünen

Jalousien. Nur die summenden Fliegen erinnerten an den Hochsommer. Die kleine Komtesse war kaum an einen der braunen Holztische getreten, als der Restaurateur mit tiefer Verbeugung auf sie zutrat. „Befehlen die gnädige Komtesse —“

Rhena bestellte einige Erfrischungen. Es zuckte immer heftiger um ihre Mundwinkel.

Die Jungfer, vor dem unversöhnlichen Zorn ihrer Gräfin im Voraus bebend, sagte mit Thränen im Auge: „Gnädige Komtesse, so wahr ich lebe, diese Station steht nicht in dem Reiseplan, den mir die Frau Gräfin selbst aufgeschrieben hat. Hier ist er.“

„Wirklich!“ sagte Rhena, ihr erglühtes Antlitz flüchtig über das Papier neigend, wobei trotz aller Erregung der Schalk um ihre Lippen spielte. „Leuchingen steht nicht darauf. Da werden Sie am Ende die andere Tour allein fahren müssen, um die Frau Gräfin zufrieden zu stellen. Ich reise nicht weiter.“

„Nicht weiter? Wie? Hier —? Was ist Leuchingen?“

„Was Leuchingen mir ist?“ wiederholte Rhena tief aufseufzend. Dann fuhr sie jäh zusammen. Vor dem Fenster gingen zwei Husarenoffiziere vorüber — Herr v. Bingerbach, Arved's bester Freund, und — jetzt mußte sie doch lächeln — der kleine, blonde Fähnrich, der inzwischen Offizier geworden war.

Der Wirth brachte das Verlangte für die Komtesse persönlich herbei, während ein Kellner für die Jungfer Glas und Teller auf dem Nebentisch ordnete.

„Dürfte ich mir die ergebene Frage erlauben,“ sagte der Wirth, sein Käppchen respektvoll abnehmend, „ob die Frau Gräfin Imhoff sich wohl befinden?“

„Sehr wohl! Und nun — können Sie mir einen Wagen nach Imhoff verschaffen?“

„Nach —“

„Schweigen Sie!“ fiel Rhena ihrer Begleiterin nachdrücklich ins Wort.

„Augenblicklich, gnädige Komtesse! Einen aufgeschlagenen Landauer?“

Sie nickte.

Als der Wirth sich entfernt hatte, eilte die Jungfer ganz vernichtet herbei. „Gnädige Komtesse, der Ort, wo wir den Wagen erhalten, heißt Emmersdorf. Ich verliere meine Stelle!“

Die Komtesse zuckte die Achsel. „Ich will Ihnen schriftlich bezeugen, daß Sie unschuldig an meinem Vorhaben gewesen sind. Was mich betrifft, so ziehe ich es vor, lieber meinen Onkel aufzusuchen, als fremde Leute.“

Der Wagen kam. Rhena stieg ein, nachdem ihr Gepäck aufgeladen war.

„Nun, wollen Sie mit oder nicht?"

Ernestine Krüger nahm in stiller Verzweiflung den Rücksitz ein. — Fort ging's.

Bald lag das Städtchen, jetzt im Abendsonnenschein schimmernd hinter ihnen. Die Chaussee begann. Wieder wogten zu beiden Seiten die reifenden Kornfelder, deren Aehren der warme Wind gleich Goldfäden hin und her bewegte. Dazwischen blühten die blauen und rothen Blumen gerade so leuchtend wie an dem Tage, als Herr v. Bibrach an Arved's Seite von dem lustigen Festmahl fort nach Schloß Imhoff gefahren war.

Und hier bei der Biegung des Weges — Rhena faltete die Hände in wehmüthiger Seligkeit — hier hatte sie damals ihren Goldfuchs so geschickt neben dem Wagen parirt, daß der Freiherr einen Ruf des Schreckens ausgestoßen.

Sie beugte sich weit vor, als müsse die Spur der Hufe noch zu sehen sein.

Damals und jetzt! Jetzt kehrte sie zurück, den Grafen um Verzeihung zu bitten für das, was sie seinem Sohne zu Leide gethan — um Alexander v. Bibrach's willen.

Da lag schon der herrliche Imhoffer Park, den sie gleich durchschneiden mußten.

Was würde ihr Onkel sagen! Rhena dachte nur an ihn. Else Wilkens' Dasein war ihr völlig gleichgiltig.

Nun tauchte zwischen den Eichen- und Buchenstämmen das Schloß auf. Die Sonne war schon verglommen. Ein feuchter Nebel raffte sich langsam vom Boden empor.

Der Park trat zurück. Die Allee begann. Jetzt —

Der Wagen fuhr in schlankem Bogen die Rampe hinauf. Rhena's Herz klopfte heftig.

Die Thür öffnete sich.

„Friedrich!"

Der alte Diener stieß einen zitternden Ruf der Freude aus. „O Komtesse, Komtesse!"

Sie sprang aus dem Wagen und reichte ihm beide Hände, die er fast zärtlich küßte. „Wo sind die Doggen, Friedrich?"

„Fort! Die Frau — jetzige Frau Gräfin konnte sie nicht leiden. Sie hatte Angst wegen des jungen Grafen. Aber was wird der Herr Graf sagen!"

„O Friedrich!" Sie drückte ihre Hand gegen die Augen. „Ich bleibe nun hier, bis — weisen Sie meiner Begleiterin für diese Nacht ein Zimmer an," fuhr sie lauter fort, „morgen früh kehrt sie nach Hessingen zurück."

Und ohne sich weiter um die ganz fassungslose Jungfer der Gräfin zu kümmern, eilte sie in die erleuchtete Halle und die Stufen hinauf. In dem breiten, teppichbelegten Korridor, der sich an der ganzen Längsseite des Schlosses hinzog, blieb sie einen Augenblick athemschöpfend stehen.

Dort am Ende des Ganges, hinter jener geschlossenen Thür, gelangte man in den Seitenflügel. Dort hatte Alexander v. Bibrach damals gewohnt. Jenes Zimmer wollte sie jetzt auch für sich in Beschlag nehmen. Damals, ach, damals! Es durchschauerte sie. — Nun zum Grafen!

Rhena ging schnellen Schrittes auf die Thür zu, welche in des Grafen Arbeitszimmer führte, und klopfte mit zitternder Hand.

Eine Stimme rief: „Herein!"

Die kleine Komtesse öffnete das Schloß. Hastig trat sie näher. „Onkel! Mein lieber Onkel!" Und flog auf ihn zu.

Der Graf saß im Lehnstuhl neben dem Fenster, trotz der Hitze des Sommertages mit einer Decke über den Knieen.

Bei Rhena's Ankunft hatte er schnell das Haupt gewendet, aber er stand nicht auf, sie zu begrüßen. Nur ein heller Freudenstrahl glitt über sein Gesicht.

„Kind —“

Sie hatte ihn umfassen wollen, aber —

„Erschreckst Du Dich?“ fragte er schwach lächelnd.

„Warst Du krank?“ drang es ihr leise über die Lippen, indem sie ängstlich sein verändertes, wachsfarbenes Gesicht betrachtete, dessen Züge unheimlich scharf hervortraten. Sein Haupthaar war völlig weiß geworden, der schwarze Backenbart grau. Die linke Hand, welche er ihr darreichte, fühlte sich kalt und feucht an.

Er nickte. „Ich hatte einen Schlaganfall. Da! Meine rechte Seite ist noch gelähmt. Aber die Aerzte geben Hoffnung. Was führt dich her? Wo ist Arved? Ich — seid ihr —? Ach, ja!“

„Ich lag auf dem Tode —“ flüsterte sie, mit Mühe die Thränen zurückhaltend.

Er nickte. „Doch! Doch! Ich weiß! Arved schrieb. Aber meine Hände — sieh selbst, diese zittert und diese ist wie Blei. Else hat — warum habt ihr sie nicht mit eingeladen?“

„Ich weiß nicht,“ stammelte Rhena, unsäglich bedrückt von dem, was sie sah und hörte.

„Du hättest Arved mitbringen sollen,“ begann der Graf von Neuem.

„Wenn er wüßte —“ brachte sie kaum verständlich hervor.

Er sah ihr eine Zeitlang in die Augen. Dann senkte er das Haupt und versuchte, mit der linken Hand seine Rechte von der Stelle zu heben. „Und — und — was macht Tante Agathe, Kind?“

Rhena zuckte zusammen und schwieg. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen vor Schmerz und Wehmuth.

Der Graf nickte mit einem Anflug von Ironie. „Verstehe! — So, so!“ Dann wiederholte er lauter: „Hättest Arved mitbringen sollen. Ich —“

„Guter, lieber Onkel,“ rief sie, zu seinen Füßen niedersinkend, denn jetzt erst fühlte sie, was sie von ihm forderte, „Du wirst mich hassen — fortschicken. Ach, ich bin das unglücklichste Geschöpf auf der Welt! Wenn Du mich nie wieder sehen willst, hast Du Recht. Tante Agathe verwünscht mich auch.“

„So?“ fragte er langsam. Seine Zunge sprach schwer, als würde ihm jedes Wort zu viel. Nichtsdestoweniger kehrte der spöttische Schein über sein fahles Gesicht zurück. „Wenn sie Dich verwünscht, bin ich sehr geneigt, Dich in Schutz zu nehmen. Ihr Herz ist hart — hart!“

Sie kauerte am Boden. Ihr Gesicht lag auf seiner Hand. So sprach sie. So beichtete sie. Nur zuweilen, wenn sie Arved's Namen nannte, erhob sie ihre Stirn und küßte die Hand, auf welcher sie ruhte.

Der Graf, hätte er auch den Versuch machen wollen, sie zurückzuweisen, war durch seine körperliche Schwäche genöthigt, die Beichte ihres Herzens zu Ende zu hören.

Er sah starr in die Flamme der Lampe hinein. Sie beleuchtete jene Stelle des Fußbodens hell, wo Arved zuletzt neben dem Schreibtisch gestanden hatte. Sein Sohn und Erbe. Jetzt hatte er noch einen zweiten. Was sollte ihm dieser zweite? Den er nie hoffen durfte, erwachsen zu sehen?

„Sie werden sich doch schießen,“ murmelte er und hatte ein Gefühl des Hasses gegen die Knieende. Aber die Macht der Liebe! Die Macht der Leidenschaft! Wie sollte er richten, er —

Sein Hirn begann zu schmerzen. Er legte den Kopf in die Kissen zurück.

Rhena richtete sich auf. Ihr Antlitz war in Thränen gebadet. Trotzdem drückte sie es bittend an seine Wange.

„Vergib! Vergib! Alexander's Wort —“ Als sie sah, daß der Graf wie betäubt lag, erschrak sie, tauchte ihr Tuch in kaltes Wasser uud legte es ihm auf die Stirn, rieb seine Schläfe und Hände mit kölnischem Wasser und lächelte ihn glücklich an, als er die Augen öffnete.

„Armer, geliebter Onkel! Daß Du so schwach bist!" Und küßte ihn zärtlich. „Darf ich Dich nicht pflegen? Darf ich nicht hier bleiben?"

Der Ton ihrer Stimme drang ihm in's Herz. Sie war die Einzige, die trotz Allem zu ihm hielt. Vielleicht, daß er ihrer Liebe noch bedurfte.

„Du bleibst," sagte er, ihre kleine Hand erfassend. „Wir wollen an Arved —"

Er kam nicht weiter. Die Thür zum Nebengemach ging auf. Rhena sah erstaunt empor. In dem dunklen Rahmen stand hochaufgerichtet eine Frau von so eigenthümlicher Schönheit, wie Rhena sie bisher nie gesehen hatte. Else Wilkens' klassisch geformte Gestalt hatte sich zu einer üppigen Fülle entwickelt, die um so verführerischer wirkte, als sie dieselbe mit allen Künsten in das rechte Licht zu stellen bemüht war. Die reichen schwarzen Haare stachen grell ab von dem blendenden Weiß der Gesichtsfarbe, von der wiederum die Lippen roth wie Nelkenblüthen sich abhoben. Die Stirn zeigte schwarze Brauen, die wie gemalt auf der Haut ruhten. Darunter ein Augenpaar, tiefblau, lebendig — und falsch. Falsch mit jedem Blinzeln, mit jedem Lächeln. So wie sie jetzt im Rahmen der Thür stand, waren alle ihre Vorzüge und Fehler, körperlich und geistig, in vollste Blüthe geschossen.

Der Graf richtete sich auf. „Else —“

Sie verrieth kaum eine Ueberraschung, als sie der kleinen Komtesse liebenswürdig entgegen eilte, obwohl sie bei deren Anblick Unruhe und Abneigung vollauf in sich fühlte.

„Wie freue ich mich! Ist dies ein Besuch aus eigenstem Antriebe? Dann doppelt willkommen!“

Sie hatte Rhena die Hand gereicht. Aber da zeigte sich neben der persönlichen Abneigung auch der Geburtsdünkel der kleinen Komtesse ihrer einstigen Dienerin gegenüber. Sie reichte ihr blos die Fingerspitzen.

Else that, als bemerke sie nichts Verletzendes. Sie lächelte und schritt zu ihrem Gatten.

„Das war eine Freude, nicht wahr? Daran dachten wir abgeschiedenen Imhoffer nicht.“

Sie sagte dies mit angenehmer Leichtigkeit, aber mit einem Nachdruck, der das Vollbewußtsein ihrer neuen Stellung hinlänglich bewies.

„Wie finden Sie Ihren Onkel, liebe Rhena? Etwas verändert, nicht wahr?“

Liebe Rhena! Sie mußte unwillkürlich an die Gräfin Agathe denken. Aber da sah sie die Augen ihres Oheims bittend auf sich gerichtet, hilflos, abhängig, wie er war. Und sie sagte leise: „Ja!“

„Heute Abend ist es schon zu spät," begann Else mit ihrem hübschen falschen Lächeln auf's Neue, „sonst würde ich ich Ihnen noch meinen Sohn Alfred zeigen, liebe Rhena. Jetzt schläft er. Er ist seines Vaters ganzer Stolz. Nicht wahr, Hugo?"

Der Graf schloß die Augen.

„So müde?" fragte sie scherzend, ihre Hand flüchtig auf seine Schulter legend.

„Haben Sie einen Wunsch, liebe Rhena, wo Sie — Sie bleiben doch unser Gast? Nun ja, natürlich! — Also, wo Sie Ihr Heim aufschlagen möchten? Ihre früheren Räume und die der Gräfin Agathe sind leider von mir und meinem Sohne in Beschlag genommen."

„Im letzten Fremdenzimmer möchte ich wohnen," sagte Rhena mit gegen ihren Willen aufsteigender Röthe.

Die junge Frau fixirte sie einen Augenblick. „Ei, dort? Gewiß! Sie haben, wie ich höre, Ihre eigene Jungfer mitgebracht, sonst, ich besitze deren zufällig zwei."

„Es ist die Jungfer meiner Tante Agathe. Sie geht morgen nach Hessingen zurück," sagte Rhena kurz, von dem andauernden Lächeln sowohl, als von dem unausgesetzten Großthun zugleich abgestoßen.

„Ah! Nun dann theilen wir, liebe Rhena. Hugo, dürfen wir daran denken, Dich an den Abendtisch zu rollen? Es würde Rhena gewiß Freude machen! Sie haben doch unser hübsches Eßzimmer nicht vergessen?“

Rhena klang die scharfe Stimme der Gräfin in den Ohren wieder, als sie damals in eben jenem Eßzimmer sagte: „Friedrich, es ist ein Stuhl zu viel am Tisch. Tragen Sie ihn fort!“

„Ich werde hier bleiben,“ murmelte der Graf, die Gestalt seines Weibes mit Bewunderung und Furcht betrachtend. „Geht allein! Friedrich soll kommen.“

Die schöne Frau zuckte scherzend ihre vollen Schultern. „Dann müssen Sie eben mit mir fürlieb nehmen, liebe Rhena! Ich sage Dir später noch gute Nacht, Hugo. Wollen Sie dies gleich thun, liebe Rhena? Später dürfte es Ihren Onkel zu sehr aufregen.“

Die kleine Komtesse, fühlend, daß sie kein Recht mehr in diesem Hause besaß, eilte auf den Grafen zu. „Vergib mir, das ist Alles, um was ich bitte!“

Er flüsterte ihr zu, indem er mit seiner linken Hand mühsam über ihre Wangen strich: „Aber sei verträglich — sei gut zu ihr!“

Sie nickte. Er that ihr bitter leid.

„Wenn das kein Liebesgeständniß war —“ lächelte Else trotz ihrer brennenden Neugier, was Rhena ohne Arved und jetzt dicht vor der Hochzeit in Imhoff zu suchen habe. „O, ich weiß, Sie waren immer meines Mannes Liebling!“

Nachdem sie Rhena in das Fremdenzimmer geleitet hatte, kehrte sie mit beflügelten Schritten zu ihrem Gatten zurück.

Er lag bereits im Bett, von Friedrich bewacht, und war im ersten Einschlafen begriffen. Das hinderte sie keineswegs, den alten Diener hinaus zu schicken und, sich auf den Bettrand setzend, ein Verhör zu beginnen.

Der Graf, dem das Ereigniß des Abends mit Gewalt jene Bilder zurückführte, wo er aus Liebe zu seinem jetzigen Weibe Alle von sich gewiesen hatte, die es gut und treu mit ihm meinten, mußte sich erst wieder auf die Gegenwart besinnen. Er sah die Stunde zu lebhaft vor sich stehen, wo er Else als Gattin zuerst an's Herz gedrückt und wie berauscht in ihrer Liebe geschwelgt hatte. Und dann — und dann! O, diese Qual!

Ja, er liebte dieses dämonische Weib noch. Er hätte um ihre Neigung wie ein Bettler flehen mögen. Und sie? Sie sah mit mitleidiger Geringschätzung auf

den Kranken. Sie liebte ihn nicht. Das wußte er jetzt. Das hatte er seit dem Tage seiner Erkrankung genugsam erfahren. Da hatte er Muße, zu beobachten und nachzudenken. Und da gab es Stunden, wo er sich hätte mögen das Leben nehmen aus Gram über seine Verblendung und aus Scham, daß seine bessere Einsicht die Leidenschaft für die Heuchlerin immer noch nicht ersticken konnte. Er liebte sie. Und wenn er sie auch in ihrer Abwesenheit von sich fort wünschte und Jene zurück, welche er verstoßen — sobald sie vor ihm stand mit ihren lächelnden lockenden Reizen, hatte er nur noch ein Verlangen, sie wieder an sich zu ziehen, wie in der ersten kurzen Zeit seines Glückes, ehe der Schlag ihn traf.

So ward sie, wegen der er gefehlt hatte, seine Strafe. Diese Vorstellung drückte ihn, je länger er darüber nachsann, desto mehr zu Boden. Auch jetzt, wo er ihr blaues Auge begierig auf sich ruhen sah, während sie ihr Antlitz zu ihm herabneigte, um keine Silbe zu verlieren, befand er sich im vollen Bann jener verderblichen Gluth, die mit seinem elenden Zustand so unschön harmonirte.

Sie lockte Alles aus ihm heraus. „Weiter! Wen liebt sie denn? Einen der Herzöge wahrscheinlich? Das würde Deiner Schwägerin ja ein Labsal sein!“

„Nein — den Oberst v. Bibrach!“ sagte er, völlig erschöpft in die Kissen zurücksinkend.

Sie sprang auf. „Ah!“ Dann sammelte sie sich. „Nun, Du mußt schlafen, Hugo. Gute Nacht! Wir sprechen morgen weiter darüber!“

Sie küßte ihn flüchtig auf die Stirn und ging hinaus.

Ihre Lippen lagen zusammengepreßt wie ein brennendrother Streifen, als sie in das einstige Wohngemach der Gräfin Agathe, jetzt das ihrige, zurückkehrte.

Er! So? Nicht Arved! Ah, und da kam sie hierher? In ihre Nähe trug sie diese Liebe? Und der Freiherr sollte wirklich keine Ahnung von ihrer Flucht haben? Haha! Dann mußte der Schreck, wenn er Rhena's Aufenthalt erfuhr, kaum geringer sein! Ob er etwa käme, sie fortzuholen? Else lächelte, aber das Lächeln erstarrte zuletzt auf ihren Zügen. Ihr Gesicht sah dadurch wie eine Maske aus.

Es regte sich etwas tief auf dem Grunde ihrer Seele.

Else nickte leise vor sich hin, wobei ihre Augen lauernd in den Ecken des Gemachs umherflogen, bis sie vor Rachegelüsten funkelten.

Nichts kam dem Hasse gleich, welchen sie gegen Arved empfand. An jenem Abend, als er ungerufen

in ihr Zimmer trat, sie eine Diebin und Verrätherin zu nennen — o, das blieb ihm unvergessen! Wenn er jetzt fiel, welch' eine Freude! Und der alte, schwache Mann im Rollstuhl? Pah! Den hatte sie wehrlos gemacht.

Die schöne Frau nestelte ihr langes Haar auf und wickelte es, vor sich hinmurmelnd, um den Finger.

Das wußte sie längst, daß ihr Gatte sich aus dem Neugeborenen nichts machte, daß das Kind im Gegentheil ihm nur ein peinlicher Mahner war. Die Vaterliebe gehörte Arved. Sie erwachte alle Tage mehr. Wenn er etwa jetzt mit Rhena's Hilfe —

Else warf die Flechten hastig zurück. „Vorsehen! Bei Zeiten!"

Ein leiser Klagelaut aus dem Nebenzimmer drang an ihr Ohr. Sie lauschte flüchtig.

„Soll ich Rhena aus dem Hause schaffen? Sie ist gefährlich. Dann aber — nein," fuhr sie leidenschaftlich auf, „Bibrach soll sie nicht haben! Was ich ihm hier im Garten schwur, das will ich halten. Jetzt werden wir sehen, wessen Waffen besser treffen. Sie muß hier bleiben."

Das Kind nebenan weinte lauter.

Die schöne Frau zuckte ungeduldig die Achseln und ging zu ihm.

Es war Gräfin Agathens einstiges Schlafzimmer, in welchem die Wiege des Kleinen stand. Eine halbverdunkelte Nachtlampe brannte auf einem Ecktische. Die Amme saß neben der Wiege und schaukelte sie. Als die Gräfin eintrat, ging sie schnell auf den Kleinen zu und hob ihn in die Höhe.

Er sah häßlich aus. Das Gesichtchen alt und mit Hautfalten bedeckt. Wie ein Greis. Jetzt, wo er laut schrie, war er geradezu abschreckend anzusehen.

Die junge Frau mußte sich mit zorniger Bitterkeit eingestehen, daß ihr Gemahl zwischen seinen beiden Söhnen nur eine Wahl treffen konnte.

Sie warf den kleinen Schreier ziemlich unsanft in die Kissen zurück und ging wieder hinaus.

So lange der alte, gebrechliche Mann lebte, war sie nicht viel mehr als eine Gefangene. Erst sein Ende lockerte die Fessel. Die Hälfte der Nachbarn und Bekannten hatte ihr Einzug in Schloß Imhoff verscheucht. Die andere Hälfte hielt die Krankheit des Grafen fern.

Sie ging noch einmal in das Kinderzimmer zurück und machte sich besorgt um das Kind zu schaffen. . . .

Am anderen Morgen erklärte sie dem Grafen, daß sie es für zweckmäßig erachte, wenn Rhena vorläufig in Imhoff bleibe.

„Und Arved?“ fragte der Graf langsam.

„Wenn Du es mit Deiner und meiner Ehre vereinen kannst, meinen Beleidiger in's Haus zu rufen,“ erwiederte sie mit sehr gut gespielter Würde, „so kann Dich nichts daran hindern. Vor einiger Zeit wußtest Du es jedoch besser, welche Strafe dem ungehorsamen, lieblosen Sohn gebührt.“

„Seine damalige Erregung —“ murmelte der Graf. „Sein jetziger Kummer — die Gefahr —“

„So wünschest Du also, daß ich Dein Haus verlasse?“ fiel sie mit einem verführerischen Augenaufschlag ein, der niemals seinen Eindruck auf den Grafen verfehlte. „Sage es. So wenig, wie ich mich damals in euren Kreis drängte, so wenig will ich Deinen krankhaften Neigungen jetzt im Wege stehen.“ Sie war dicht vor ihn getreten und hatte seine linke Hand erfaßt. „Sprich ein Wort!“

Es war ihm kalt um's Herz geworden bei dieser aussichtslosen Weigerung. Aber sie war so schön.

„Bleibe!“ murmelte er, ihre Finger mit seiner ganzen schwachen Kraft umspannend.

Sie küßte ihn widerwillig. —

Die Tage vergingen.

Der Graf, in keiner geringeren Spannung lebend als Rhena selbst, fragte mit wachsender Ungeduld

stündlich, ob keine Nachricht aus Hessingen eingetroffen sei.

„Keine!“ Und dann stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Sie hatte gleich nach ihrer Ankunft in Imhoff an den Oberst v. Bibrach geschrieben, aber bis jetzt keine Antwort erhalten.

Der Graf zürnte Rhena nicht mehr. Ach, was er selbst seinem Sohne angethan, das war viel schlimmer noch, unverzeihlicher!

„Ich werde an die Prinzessin schreiben,“ sagte Rhena nach einer durchwachten Nacht, verzweifelnd zu ihm eilend.

Sie that es.

In den beweglichsten Worten wandte sie sich an die Gnade und Liebe der Prinzessin mit der Bitte, sie aus ihrer Angst und Sorge zu reißen, da sie keine Hoffnung habe, von ihrer Tante benachrichtigt zu werden.

Als dieser Brief abgegangen war, schlich sie zu ihrem Oheim zurück. Er erwartete sie mit fiebernden Wangen. Ein Entschluß war in ihm erwacht. „Dort!“ flüsterte er, seine linke Hand mühsam und zitternd nach dem Schreibtisch ausstreckend. „Dort, Kind — in der Mitte der Thür! Aber schnell — schnell!“

Sie ahnte nicht, um was es sich handle, aber

sie fühlte, daß er etwas gegen Else's Willen thun wollte, und eilte lebhaft zu der bezeichneten Stelle.

„Siehst Du? Dort — die Thür?"

Sie schloß hastig auf.

„Schnell! Schnell! Zieh' die beiden Laden hier weit auf. So! Nun schnell!"

Rhena riß sie heraus. „Was jetzt?"

„Drücken! Auf die Mitte drücken! Drücke!"

Sie gehorchte. Sofort sprang die kleine Thür des Geheimfaches zurück.

„Gib her!" sagte er mit bebender Unruhe. „So gib doch, was darin liegt! Schnell!"

„Das Fach ist leer!" rief sie bestürzt aufspringend.

Ihr Oheim hörte nichts mehr. Er lag betäubt in seinem Sessel.

Neuntes Kapitel.

In Hessingen hatte die Gräfin Agathe gleich nach dem Fortgang ihrer Nichte eine Audienz bei der Herzogin durch Frau v. Lattenbeck erbeten und bewilligt erhalten, in der sie der hohen Frau ganz unumwunden den Thatbestand darlegte, welcher den „polnischen Abschied" der Komtesse rechtfertigte.

Die Herzogin tröstete die tief verletzte Gräfin, so gut es anging, und versprach — allerdings mit dem Bewußtsein, daß ihr Gemahl auf solche Beeinflussung wenig gab — die Entfernung des Obersten vom Hofe bewirken zu wollen.

Das legte etwas Balsam auf die Wunde. Aber wer beschreibt die sprachlose Entrüstung der Gräfin, als sie aus dem Munde ihrer weinenden Jungfer bei deren Rückkunft erfuhr, wohin Rhena sich eigenmächtig geflüchtet habe.

Die Folge war eine sofortige Entlassung der Berichterstatterin. Am Abend kam ein Telegramm von Arved. Er würde mit dem Frühzuge in Hessingen eintreffen, ohne dort Aufenthalt zu nehmen, und bat die Gräfin, ihn auf dem Bahnhofe begrüßen zu wollen.

Sie eilte pünktlich an Ort und Stelle.

Arved kam. Sie gingen Beide in das Wartezimmer erster Klasse, welches von Reisenden leer war.

„Mein armer, theurer Neffe,“ sagte die Gräfin, das verbitterte Antlitz des sonst so lebensfrohen, jungen Offiziers betrachtend. „Ich habe Alles gethan, was ich für Dein Recht und Deine Ehre thun konnte. Aber umsonst. Die wahnsinnige Närrin ist mir entlaufen. Ist in Imhoff!“

„In Imhoff?“ rief der Graf auffahrend. Er

wußte ja am besten, wie oft seine eigenen Gedanken in der letzten Zeit dort geweilt hatten.

„In Imhoff," wiederholte die Gräfin, welche nur den Ausdruck der Entrüstung in diesem Rufe zu hören glaubte. „Der Oberst —"

„Der Oberst?" stieß er rauh hervor. „Dieser Mann! Auf dessen Freundschaft ich felsenfest baute! Ich hätte ihn erdrosseln können."

Sie erschrak vor der ungezügelten Wuth, die aus seinen Blicken sprühte. „Mir selbst ist es unerklärlich!"

„Mir wahrhaftig nicht," lachte er mit zorniger Bitterkeit, denn er dachte an Rhena's holdselige Anmuth. „Die Sache ist bereits im Gange," fuhr er darauf fort, seine Mütze verächtlich auf einen Tisch werfend. „Ich wollte Dich nur sehen und persönlich benachrichtigen. Der Major v. Flemming und ein Rittmeister von unserem Regiment, Graf Schack, erwarten mich in Preiswitz. Sie waren gestern schon hier und haben die Vereinbarungen getroffen. Es erübrigt weiter nichts, als daß ich" — er sprang auf — „das brennende Gefühl der Scham und —"

„Sie ist von Sinnen," fiel die Gräfin beschwichtigend und mit tiefer Trauer ein, seine Hand ergreifend.

„Ich fahre mit dem nächsten Zuge zurück nach

Altbrunn. Dort erwarten mich meine Kameraden. Und dorthin wird auch der —"

Er brach ab und ging an's Fenster. Die enthusiastische Verehrung, welche er seinem Vorgesetzten einst gezollt hatte, war dem Gefühl des wildesten Hasses durch das Uebermaß des Schmerzes unterlegen.

Die Gräfin drückte ihr Gesicht in das Taschentuch. Dann stand sie auf und ging zu ihm, indem sie seine Schulter leicht umfing. „Wann?"

„Morgen früh acht Uhr!" sagte er rasch. „Die Sache ist vollkommen in Ordnung."

„Aber die Folgen!" seufzte sie abermals, ihr Gesicht verbergend.

Er wandte sich schnell um und umarmte sie. „Du bist die Einzige, die sich meinetwegen Sorge macht. Diesen Mann züchtigen, ist mir ein Hochgenuß. Ich denke an weiter nichts. Und dann — nach dem, was ich verloren habe in diesem letzten Jahre, ist mir das Leben keinen Strohhalm mehr werth."

Die Gräfin wußte hierauf nichts zu erwiedern. „Willst Du die anderthalb Stunden, welche Du hier warten mußt, nicht lieber in meinem Hause zubringen?"

Er schüttelte den Kopf, indem er heftig sagte: „Daß sie ihn immer geliebt hat, glaube ich nicht."

„Ich auch nicht," betonte sie mit Energie. „Dein Geschick erregt bei Hofe allgemeinste Theilnahme."

„Das ist mir kein Trost," unterbrach er sie spöttisch. —

Als der Zug vorgefahren war, reichte Arved der Gräfin beide Hände mit dem vollsten Ausdruck dankbarer Liebe.

Sie blickte ihm mit schlecht verhüllter Seelenangst in's Gesicht. „Du wirst mich doch hören lassen —?"

„Gewiß! Wen hätte ich sonst zu benachrichtigen!"

Er küßte sie auf die Wangen.

Am Fenster des Wartezimmers stehend, sah sie der jugendlichen Gestalt ihres Neffen nach, wie er quer über den Bahnsteig auf eine leere Wagenabtheilung zuging. Die Thür wurde hinter ihm geschlossen. Die Dampfpfeife gab das Signal „Fertig". Langsam setzten sich die Räder in Bewegung.

Bei dieser Bewegung schwindelte es der Gräfin vor den Augen. Sie zog den Schleier dicht über ihr Gesicht und schritt unsicher zur Thür hinaus. —

Unterdessen jagte das eiserne Roß mit wachsender Geschwindigkeit in den heißer werdenden Tag hinaus. Bäume und Telegraphenstangen flogen mit schwindelnder Eile an dem Fenster vorüber, neben welchem Arved sich niedergelassen hatte.

Auf den Feldern glühte die Sonne in den Roggenschwaden, dem letzten Schmuck der Stoppelfelder. Weizen und Gerste nickten noch vom Halm, als grüßten sie den vorübersausenden Zug. Jetzt ein weithin gestrecktes Lupinenfeld, dem ein Meer von Wohlgeruch entstieg — eine buntgesprenkelte Wiese, von Schaumkraut und Federnelken wie durchflochten. Nun Klee! Millionen rother Blumenknöpfe, schwimmend in Duft und Farbenpracht. Daneben wieder Stoppeln, so weit das Auge reichte. Und endlich Wald! Wald! Frischer, grüner Wald! Tannen und Laubholz auf moosigem Boden. Zwischen den vorderen Stämmen funkelte das Sonnenlicht neugierig bis auf die Pilzhütchen herunter. Weiter zurück schienen die Baummassen undurchdringlich zu sein, fast schwarz. Ein Hauch kühlen Friedens entstieg diesem stillen Reich, nur für eine kurze Zeit unterbrochen von den weißen Dampfwolken, welche aus dem Schornstein der Lokomotive über die grünen Zweige flogen und sich daran festklammerten, um langsam zu verschwinden.

„Preiswitz!“ — Ein kleiner Flecken, mitten im Grünen. Drei Stunden von Hessingen entfernt.

Der winzige Bahnhof mit seiner weinumsponnenen Veranda und den verhangenen Fenstern sah aus wie in der Mittagssonne eingeschlafen.

Ein paar Landleute schlichen träge über den Bahnsteig, als der Zug hielt.

Die Schaffner wischten sich den Schweiß von der Stirn.

Arved sprang aus dem glühenden Wagen und eilte durch das Gebäude nach der Anfahrt, wo ein Wagen für ihn bereit stand. Dann rasselte das Gefährt schwerfällig über das heiße Straßenpflaster nach dem Wirthshause.

Zwei Herren in heller Civilkleidung traten ihm in der Hausthür entgegen. Er reichte ihnen hastig die Hand.

„Alles abgemacht!“ —

Der erste Zug am nächsten Morgen kam um sieben Uhr dreißig Minuten. Er hatte nur eine Minute Aufenthalt. Vier Herren, welche einem Wagen erster Klasse entstiegen, hatten nur gerade Zeit, ihre Plätze zu verlassen.

„Fertig! Abläuten!“

Ein gellender Pfiff. Fort stürmte der Zug.

Herr v. Bibrach und seine Begleiter, worunter sich der Stabsarzt des in Hessingen garnisonirenden Infanteriebataillons befand, standen neben dem Bahnhofsinspektor auf dem Bahnsteig. Der Oberst fragte, seinen Hut lüftend, nach einem Wagen, welchen er telegraphisch bestellt hatte.

„Er steht am Ausgang! Dort!“

„Wie lange fährt man, genau, nach der Försterei?“

„Zwanzig Minuten.“

„Ich danke!“

Dem Bahnhofsinspektor kam dieser frühe Besuch allerdings etwas sonderbar vor, auch fiel ihm ein kleiner Koffer in's Auge, den einer der sehr vornehm aussehenden Herren nicht aus der Hand ließ, indessen die Fremden waren so schnell verschwunden, daß er sich die Sache nicht weiter durch den Kopf gehen ließ.

Ein offener Wagen war zur Stelle. Sie stiegen ein. Keiner sprach ein Wort, was den Kutscher in Staunen versetzte, da er glaubte, es handle sich um eine Vergnügungsfahrt.

„In zwanzig Minuten am Kreuzweg vor der Försterei!“

Herrn v. Bibrach's Gedanken weilten ausschließlich bei Rhena. Er hatte ihr Schreiben aus Imhoff erhalten, ohne sich entschließen zu können, es zu beantworten. Die Vorstellung, daß seine Geliebte in Else Wilkens' Nähe weilte, in der Atmosphäre ihres Hasses, ihrer Rachegelüste, unbeschützt, gefährdet, hatte seinen sonst so elastischen Geist niedergebeugt. Er verwünschte den Starrsinn der Gräfin, welcher neue, noch ganz unabsehbare Schwierigkeiten ihm in den Weg

gehäuft hatte. Daneben flammte die volle Gluth seiner Liebe auf, diese alles Andere vergessen machende Gluth. Es war ihm, als sähe er Rhena's dunkles Auge wieder flehend auf sich ruhen, wie damals im Gemach der Prinzessin.

„Halte Dein Wort!"

Das Ziel war erreicht. Der Kreuzweg führte, wenn man ihn geradeaus verfolgte, zur Försterei, links und rechts in den Wald.

Rittmeister Graf Schack hatte den Wagen erwartet, um dem Oberst und seinen Begleitern als Führer zu dienen.

Nach förmlicher Begrüßung betraten sie den schmalen Pfad, welcher unter breitästigen Buchen sich hinwand bis zu einer Art Lichtung, die mit ihrem hellgrünen Wiesenboden wie eine Oase aus den dunklen Stämmen heraustrat.

Beim Anblick des Obersten fühlte Arved Imhoff sein Herz einen Augenblick wie erlöschend schlagen. Diesen Mann geliebt, verehrt zu haben, erschien ihm die unverzeihlichste Narrheit seines Lebens, ein Flecken auf seiner eifersüchtig bewahrten Ehre.

Er wußte nicht, was er sprach, auch nicht, was er hörte und sah. Der Wunsch, zu vernichten oder selbst vernichtet zu werden, überdrang ihn wie ein Rausch.

Als Major v. Flemming und Graf Schack ihn an seinen Platz führten, welchen die vier Sekundanten auf das Sorgfältigste geprüft und ausgemessen hatten, Licht und Schatten gewissenhaft auf beide Duellanten vertheilend, fühlte er, wie seine Brust sich weitete. Ein Schimmer glücklicher Befriedigung erhellte seine Züge.

Er reichte seinem Begleiter noch einmal dankend die Hand. Dann empfing er von Major v. Flemming die Pistole.

Als Beleidigter hatte er die Wahl der Waffen und die Bestimmung der Bedingungen des Kampfes gehabt.

Dreimaliger Kugelwechsel bei gleichzeitigem Schießen. Fünfzehn Schritt Distance mit Avanciren bis auf fünf Schritt war festgesetzt worden.

Einen Moment blickte Arved Imhoff finster in das einst so bewunderte Antlitz seines Feindes — dann hob er zielend die Waffe.

Major v. Flemming zählte laut: „Eins!“

Athemlose Stille herrschte. Den Unbetheiligten pochten die Herzen unwillkürlich schneller.

Der Freiherr, als vorzüglicher Pistolenschütze bekannt, war ein furchtbarer Gegner für den weniger geübten jungen Offizier.

„Zwei!“

Der Oberst hob erst jetzt seine Waffe. Rhena's Bild stand ihm vor Augen.

„Drei!“

Zwei Schüsse krachten auf. Der Pulverdampf vertheilte sich langsam in der Windstille.

Arved's Kugel hatte den Arm des Freiherrn gestreift und ein Stück Zeug mit fortgerissen. Die Kugel des Obersten war dicht über Arved's Haupt geflogen, so dicht, daß er leicht bei dem schrillpfeifenden Luftdruck zusammengezuckt war.

Die Augen der Anwesenden richteten sich einen Augenblick überrascht, beinahe fragend auf den Freiherrn.

Er stand wie ein Steinbild, ohne sich um seine Umgebung zu kümmern.

Frische Waffen. Und wiederum erscholl Herrn v. Flemming's scharfe Stimme: „Eins! — Zwei!“

Arved's Hand bebte jetzt nicht mehr. Seiner leidenschaftlichen Ungeduld war eine Art Freude gefolgt, seinen brennenden Schmerz endgiltig zu rächen.

„Drei!“

Ein kurzer Blitz sprühte aus den blanken Läufen auf.

Der Freiherr hatte die Pistole schnell und flüchtig erhoben.

Seine Kugel traf das Ohr des Grafen, dem alsbald ein paar Blutstropfen entquollen und auf den Kragen langsam niederträufelten.

Arved hatte besser getroffen. Seine Kugel war auf einen Brustknopf geprallt, abgeglitten und hatte dem Freiherrn mit stark abgeschwächter Kraft eine Fleischwunde in der rechten Seite beigebracht.

Jetzt war Blut geflossen. Der beiderseitigen Ehre war ihr Recht geschehen. Die Sekundanten verließen ihre Plätze.

Aber Arved Imhoff, glühend im Antlitz vor Enttäuschung und in aufsteigender Ahnung, forderte mit vor Zorn zitternder Stimme die Fortsetzung des Kampfes, indem er dem Freiherrn zurief: „Treffen Sie mich besser, Herr Oberst!“

Dieser stand nach wie vor unempfindlich gegen Alles, was ihn umgab.

Die Unbetheiligten traten auf ihre Plätze zurück.

„Eins! Zwei! Drei!“

Der Arm des Freiherrn sank plötzlich wie gelähmt herab. Ein dunkler Blutstrom rieselte aus dem durchschossenen Aermel über das Ellenbogengelenk.

Der Graf fuhr mit der Hand nach seinem Halse, wo er aus einer Streifwunde ziemlich heftig blutete.

„Der Ehre beider Herren ist jetzt vollkommen

Genüge geschehen," erklärte Major v. Flemming, als er die Waffe aus der Rechten des Obersten in das Gras rollen sah.

Arved Imhoff verneigte sich förmlich gegen den Freiherrn, welcher den Gruß in gleicher Art erwiederte.

Alsdann begannen die Aerzte ihre Thätigkeit.

Der Freiherr, von den voraufgegangenen seelischen Erregungen überwältigt, verlor für eine kleine Weile die klare Besinnung, während die Kugel aus dem Arm entfernt und der Verband angelegt ward.

So entging es ihm, daß Arved Imhoff mit seinen Begleitern den Kampfplatz verließ.

Erst das Rollen des Wagens, welches durch den Wald bis zu ihm herüberschallte, rüttelte ihn auf.

Er erhob sich vom Boden, auf dem er gelegen hatte, und streckte seine hohe Gestalt, als sei eine Last von derselben abgefallen.

Mit dem nächsten Zuge fuhren alle Vier nach Hessingen zurück.

Arved und seine Begleiter hatten Preiswitz nach der entgegengesetzten Richtung bereits verlassen.

Zu Hause angelangt, diktirte der Freiherr dem Arzte folgende Worte an Rhena: „Ich habe an Dich gedacht!" —

Niemand hatte dem Verlauf der Angelegenheit mehr Interesse geschenkt als Prinzessin Luise.

Von dem Augenblicke an, wo sie von dem Urlaub des Flügeladjutanten ihres Vaters hörte, wußte sie, welchem Zweck er galt. Nun war es um ihre innere Ruhe geschehen. Dazu der flehende Brief ihres Lieblings, den sie zur selben Zeit empfing, und welcher, mit Thränen benetzt, oft unleserlich war.

Sie konnte nicht helfen, obgleich ihre Liebe zu Alexander v. Bibrach in dem Augenblicke der Gefahr völlig sieghaft hervorbrach. Nur daß diese Liebe selbstlos geworden war.

Die Prinzessin wußte nicht, wie das Feuer, welches sie läuternd durchglühte, in ihr fortwirkte und alle abstoßende Strenge in menschenfreundliche Güte wandelte, welche, der eigenen Schwäche wohl bewußt, nachsichtig mit Anderer Fehler und Schwächen rechnet.

Während dieser ganzen Nacht kam kein Schlaf in ihre Augen. Sie verfolgte jede fliehende Sekunde mit wachsender Angst. Sie dachte nicht mehr an sich, nur noch an ihn. Er mußte leben!

In der Morgenfrühe, zur Zeit des Abganges des Zuges, that sie ein Gelübde, daß, wenn der Freiherr lebend aus dem Kampfe hervorging, sie ihre Wünsche dem Wohl des Landes, dem Willen der Eltern opfern

wolle. Zwar preßte die Prinzessin ih
voll ineinander, als sie der Liebesbewe
geliebten Mannes gedachte, aber jetzt durfte sie dieselben erdulden ohne Furcht, daß ein anderes Bild je ihren Entschluß verdamme. Ihr Herz hatte einmal sein Recht genossen und nach freier Wahl geliebt. Jetzt war es gegen solche Regungen ewig gefeit. Wenn sie jetzt ihrem fürstlichen Vetter die Hand reichte, so that sie es im Bewußtsein, ein gutes Werk zu thun, welches sie nie bereuen konnte; denn was ihr selbst an Lebensglück abging, das konnte sie als Landesmutter einst tausend Leidenden in fürsorgender Liebe schenken.

Während die Prinzessin diesen Gedanken verfolgte, stand sie mit leuchtenden Augen da. Jetzt erschien ihr das Dasein nicht mehr beweinenswerth. Sie nahm den schönsten, edelsten Beruf auf sich: Glück zu spenden. Selbst Alexander v. Bibrach's Tod konnte sie in diesem Entschlusse nicht mehr wankend machen.

Sie fragte nach dem Herzog, ihrem Vater. Er hatte seine Gemächer noch nicht verlassen. Sämmtliche Schloßbewohner waren in lebhafter Erregung über den Vorfall und den Ausgang des Duells.

Als ihr endlich gegen zehn Uhr gemeldet ward, daß der Herzog sich zu seiner Gemahlin begeben habe —

[illegible] drießlicher Laune gegen den Freiherrn [illegible] vermeidlichen Skandal — eilte sie rasch nach dem Zimmer ihrer Mutter. Unterwegs begegnete ihr der Hofmarschall, welcher bereits erfahren hatte, daß Herr v. Bibrach lebend aus dem Wagen gestiegen sei.

Ein glückliches, dankbares Lächeln verklärte ihr Antlitz, vor dem der alte Höfling fast erschrak.

Schon von Weitem schlug ihr die Stimme des Herzogs laut und heftig entgegen, und mit Freude ward sie sich bewußt, daß ihre Botschaft allein seinen Zorn gegen den Freiherrn besänftigen könne.

So trat sie ein.

„Ich komme,“ sagte sie mit fester Stimme, die Hand des Vaters an ihre Lippen ziehend, „um zu erklären, daß ich der Erfüllung Deines Lieblingswunsches nicht ferner widerstreben werde.“

„Luise!“ rief die Herzogin aufspringend und zu ihrer Tochter eilend.

Der Blick des Herzogs erheiterte sich zusehends. Er strich sich erfreut den Bart, indem er prüfend das Gesicht der Prinzessin überflog.

„Der Termin läuft zu Ende,“ sagte er beifällig nickend.

„Eben deshalb,“ versetzte die Prinzessin, ihre

schönen Augen zum Himmel erhebend. „Ich habe Einkehr in mich gehalten.“

Sie sank ihrer Mutter um den Hals. —

Als sie in ihr Gemach zurückkehrte, schrieb sie an die kleine Komtesse und theilte ihr mit, daß der Freiherr sich außer Gefahr befände und, wie der Herzog sich habe berichten lassen, Graf Imhoff unversehrt geblieben sei. Zugleich zeigte die Prinzessin Rhena in warmen Worten ihre bevorstehende Vermählung mit dem Herzog Rudolph an und schloß mit der Versicherung innigster Theilnahme und Liebe.

Einige Stunden später erwartete die hohe Braut festlich geschmückt ihren Verlobten. Jetzt, wo sie selbst Liebesleidenschaft empfunden hatte, verstand sie den heißen Kuß, welchen der Herzog auf ihre Hand und auf ihre Lippen drückte und duldete ihn standhaft. Unsäglich erleichtert ward ihr die schwere Aufgabe durch die Abwesenheit des Freiherrn. —

Herr v. Bibrach, ebenso beruhigt vor seinem Gewissen als beunruhigt von dem Gedanken, die Geliebte nicht augenblicklich an seine Seite fesseln zu können, erfuhr durch seinen Arzt, daß zur Herstellung seines Armes mindestens vier Wochen nöthig sein würden.

Vier Wochen! Und dann die Festungsstrafe! Und

bis dahin blieb Rhena unbeschützt in den Händen eines ebenso gefährlichen, als verächtlichen Weibes.

Als er vom Bett aufstehen konnte, kritzelte Herr v. Vibrach mit seiner linken Hand ein Schreiben an Rhena, worin er sie unter den zärtlichsten Betheuerungen seiner Liebe bat, Imhoff zu verlassen, obwohl er selbst ihr keine Zufluchtsstätte hätte bieten können. Nur den Augenblick könne er mit fieberhafter Ungeduld herbeisehnen, welcher sie an sein Herz zurückführe.

Die Antwort kam. „Ich kann Dir nicht gehorchen, mein Heißgeliebter. Der Onkel ist kränker und will mich nicht von seiner Seite lassen. Er ist in einer zu unbeschreiblich traurigen Verfassung."

Fast zu gleicher Zeit erhielt der Oberst die dienstliche Benachrichtigung, daß er mit drei Monaten Festungshaft bestraft worden sei.

Noch bevor seine Wunde am Arm völlig geschlossen war, reiste er von Hessingen ab, um sich auf der Festung zu melden.

Er sah die Prinzessin nicht, ebensowenig die Gräfin Imhoff.

— — — — — — — — — — —

Es war ein heißer Augusttag, in der Luft nichts als Gluth, in den Straßen nichts als Staub. Und seltsam still war es im Städtchen geworden. Heute

früh rückte das Dragonerregiment zum Manöver aus. Unter dem Schmettern der Trompeten waren sie davon gezogen, feldmarschmäßig ausgerüstet, als ginge es in den Krieg.

Nur Arved Imhoff war zurückgeblieben. Er sollte am Mittag nach Graudenz abreisen, um seine Festungshaft anzutreten.

Dieser Gedanke empörte ihn. Das Manöver war seine Lust. Und nun ging es dafür in die langweilige Festung.

Er war kaum wieder zu erkennen seit jener großen Enttäuschung. Sonst der fröhlichste unter allen Kameraden, ging er jetzt einsilbig, wie menschenfeindlich umher. Die unnatürliche Gleichgiltigkeit seines Vaters vollendete den Druck. Tausendmal hatte er gewünscht, unter der Kugel des Freiherrn gefallen zu sein, und ebenso oft hatte er die beleidigende Schonung verwünscht, mit welcher sein Gegner absichtlich — darüber war er nicht im Zweifel — fehlgeschossen hatte.

Dann erfaßte ihn eine solche Wuth, daß er sich bei seiner Ehre verschwur, die Forderung zu wiederholen, und zwar so lange zu wiederholen, bis Einer von ihnen Beiden am Platze blieb.

Der Bursche packte ein — Wäsche, Civilanzüge, Bücher. Der große, schöne Neufundländer umging

den Koffer aufmerksam. Zuletzt rieb er seine Nase an Arved's Hand.

Dieser fuhr aus seinen finsteren Rachegedanken auf.

„Cäsar nehme ich mit. Du lösest eine Karte für das Hundecoupé."

Endlich war es Zeit. Die Droschke fuhr vor. Cäsar sprang bellend voraus.

Die Luft zitterte vor Hitze. Der Himmel war bleifarbig, als hätte ihn die Sonne ausgezogen. Auch nicht ein Windhauch milderte die drückende Schwüle. Der Wagen war überhitzt wie ein Backofen.

Dennoch brauste der Zug mit unverminderter Hurtigkeit durch das Gelände. Am Abend änderte sich die Lage. Von Westen herauf zog ein kleines hellgraues Wölkchen, welches mit außerordentlicher Schnelligkeit am Horizont emporhuschte. Hinter ihm ein Gefolge von dunklem Gewölk. Im Nu war der Himmel nachtfarben. Dazu machte sich stoßweise ein heißer Wind auf, welcher, allmälig anwachsend, ganze Schauer von Sand und Staub in die Wagenfenster schleuderte. Es war so finster geworden, daß Arved sein Buch aus der Hand legen mußte.

Plötzlich donnerte es hohl.

Der Graf sah überrascht auf. Der ganze Himmel stand voll Gewitterwolken. Es grollte überall. Und

überall zuckte es hinter den schwerhangenden Wolkenvorhängen hervor. Die ersten Tropfen sprangen in den Wagen. Jetzt heulte der Sturm laut auf, und ein Regenguß stürzte nieder. Das Unwetter entfesselte sich von Minute zu Minute heftiger.

Der Himmel war eine einzige lohende Flammengarbe, nicht anders, als stünde er in hellen Flammen. Der grelle Widerschein zuckte gespenstisch über die Fluren hin. Sein Glanz ward unerträglich. Dazu brüllte der Donner aus allen vier Richtungen ununterbrochen, daß Alles im Wagen klirrte, als ob es zerschlagen werden sollte. Und Wasserbäche brausten herab. Sie zischten durch die Luft, undurchdringlich, wie eine graue Mauer.

Arved schloß die Fenster. In den wenigen Sekunden waren seine Hände und Arme durchnäßt.

Die Maschine arbeitete mit gesteigerter Kraft, die nächste Station zu erreichen. Aber sie stürmte gegen den Wind an und ihre eiserne Brust keuchte immer lauter vor Anstrengung. Noch lagen acht Meilen ansteigenden Geländes zwischen dem Ziele.

Der Bahnkörper wand sich jetzt an Höhenzügen hin, die im Winter, wenn der Schnee zu schmelzen begann, stets die Sicherheit der Fahrt beeinträchtigten.

Einige Meilen weiter, dem anbrausenden Zug

voraus, rissen die Wolken plötzlich weit auseinander. Einen Augenblick schien Alles in der Natur vor Schrecken erstarrt zu sein. Aber mit dem nächsten Blitzstrahl, der prasselnd und zündend in eine einsam stehende Buche fuhr, ging ein Wolkenbruch über die Berge nieder, als ob sie vom Erdboden vertilgt werden sollten.

Nicht lange, so schwamm die ganze Gegend wie unter Wasser gesetzt. Von der Höhe her stürzten Gießbäche mit rasender Gewalt, immer an Kraft zunehmend, die Lehnen herunter über die Schienen hin, sich unter den Holzschwellen einwühlend. Ihrer Macht widerstanden selbst die eisernen Stränge nicht — sie hoben sich. . . .

Unterdessen hatte der Zugführer, nachdem er eine Minute gezögert, ob er das Signal zum Halten auf freiem Felde geben sollte oder nicht, es vorgezogen, die Leistungsfähigkeit der Maschine noch um eine halbe Atmosphäre zu steigern. Und also sauste der Zug in gänzlicher Finsterniß, welche nur vom Blitz erhellt ward, auf die gefährdete Stelle zu.

Der Dampf wirbelte rothglühend aus dem Schornstein, ein Heer von feurigen Funken mit herausreißend. Jetzt — jetzt ein seltsames Hüpfen — und Springen —

Die Reisenden fuhren entsetzt in die Höhe.

Ein schriller, nervenschmerzender Ton gellte durch den heulenden Sturm. Es war die Dampfpfeife. Der Zugführer gab das Nothsignal. Dreimal hallte es wehklagend über die Felder hin.

Zu spät — der Zug gehorchte nicht mehr. Das Schwanken dauerte noch einige schreckliche Sekunden fort. Noch einmal zog die Lokomotive krampfhaft an, dann hob sie sich —

Hinter ihr taumelten und schwankten die Wagen wie betrunken. Jetzt ein gräßlicher Wehruf aus allen Fenstern zugleich — ein furchtbares Krachen und Knirschen — zugleich das Zischen des frei ausströmenden Dampfes —

Arved sah und hörte nichts mehr. Er fühlte nur wie im Traum, daß sich eine schwere Last auf ihn senkte und daß er tief — klaftertief fiel.

Und dann wieder war es ihm, als schnitte Jemand seinen Körper mitten entzwei. —

Aber er hörte es nicht mehr, daß eine weiche Stimme über ihm flüsterte: „Mutter, er lebt noch! Er hat sich bewegt!“

Das war, als man ihn aus dem zusammengepreßten Sitze des Wagens, wo er wie eingekeilt gelegen hatte, mit zerschmetterten Beinen herauszog.

„Diesen hier nehmen wir auf unserem Wagen

gleich mit,“ fuhr dieselbe Stimme fort, und beim Schein einer Laterne beugten sich zwei Frauenköpfe theilnehmend über den Bewußtlosen.

Das Gewitter war längst vorüber. Nur der Regen stäubte noch leise nieder.

Vier Paar kräftige Hände hoben Arved empor und trugen ihn von der Unglücksstätte fort zu einem offenen Gefährt, mitten durch das Jammern und Stöhnen der Verwundeten.

Langsam ging die Fahrt vorwärts querfeldein.

„Gottlob, da ist unser Haus!“ sagte die weiche Stimme wieder. „Aber mir kommt es vor, als liefe uns Jemand nach!“

„Es ist ein Hund. Gewiß der Hund des armen, jungen Mannes. Hierher! Bleib nur hier!“

Der Wagen hielt. Der Kutscher sprang vom Bock. Eine Dienstmagd trat vor die Thür.

„Stine, Dörthe!“ rief die Hausfrau von ihrem Sitz herab. „Der Herr kommt gleich nach mit noch mehreren Verwundeten! Unser Arzt begleitet ihn. Diesen hier — Vorsicht, Christian!“

„Auf mein Bett — schnell!“ sagte die weiche Stimme. „Ich halte ihm den Kopf. Ach, welches Unglück!“

„Und wo bleibst Du, Elli?“

„Oben im Fremdenzimmer, Mama. Heute Nacht wird wohl Keines von uns zu Bett gehen!“

„Da hast Du Recht, Kind. Also vorwärts! Dörthe, Du leuchtest!“

Als der traurige Zug in dem Zimmer angelangt war und der junge Graf auf dem Lager ausgestreckt lag, erschien nicht lange darauf der Arzt mit dem Hausherrn.

Bei genauer Untersuchung schüttelte er bedenklich das Haupt. „Das rechte Bein muß abgenommen werden.“

„Nein!“ rief Elli, die am Fenster mit gefalteten Händen stand. „Das darf ohne sein Wissen nicht geschehen. Das wäre zu furchtbar. Erst muß er seine Erlaubniß geben!“

„Sie hat Recht!“ sagte ihr Vater zustimmend.

„Na, vor der Hand,“ fiel der Arzt ein, seinem Pathchen die Haare aus der Stirn streichend, „müssen wir der Kleinen den Willen thun. Es eilt nicht so sehr. Wollen zunächst 'mal auf das Ganze sehen!“

Am nächsten Morgen schlich Elli zu ihrem alten Freunde, gerade als dieser sehr besorgt von Arved's Lager kam.

„Bist Du böse, Onkel“ — bis vor Kurzem hatte sie ihn Onkel Doktor genannt, wie sie es aus Kinder-

zeiten gewöhnt war — „wenn ich möchte, daß der berühmte Chirurg Winter sich das Bein des jungen Mannes besähe?“

„Nein, Mäuschen! Aber wer soll's bezahlen? Deine Eltern sind schon überreich in Anspruch genommen von dieser Geschichte. Und ich —“

„Ich bezahle es,“ fiel sie hastig ein. „Meine Sparkasse wende ich d'ran. Er ist so hübsch und jung. Er soll kein Holzbein haben.“

„Nun, wenn die Eltern einverstanden sind,“ lächelte er gerührt, „so thu's! Die Depesche will ich besorgen. Es wird Dir aber nichts helfen. Das Bein muß er verlieren, um gesund zu werden.“

Arved, welcher außer seiner schweren äußeren Verletzung auch eine sehr bedeutende Hirnerschütterung erlitten hatte, wußte nichts von Allem, was in den nächsten vierzehn Tagen um ihn vorging. Und als das Bewußtsein allmälig in ihm aufdämmerte, fühlte er seinen Kopf so angegriffen und zum Nachdenken unfähig, daß er in vollkommener Apathie sich den ihn umgebenden Verhältnissen hingab.

So sah er auch nicht, daß neben seinem Lager stundenlang ein junges, liebliches Mädchen wachte und eifrig die Vorschriften des Arztes ausführte. Ihre Hände kühlten seine fiebernde Stirn und linderten die

Schmerzen dahinter, ihre Hände flößten ihm den kühlenden Trank ein, nach dem seine heiße Zunge lechzte. Und zu dem Allen neigte sie ihr Köpfchen, wie oft! betrübt und neugierig über das Antlitz des Kranken, ob er nicht bald einmal die Augen aufschlagen wolle und sie dankbar ansehen.

Die Familie, deren letzter Patient Arved jetzt war — die anderen, bei jener Katastrophe Verunglückten waren mit leichteren Verwundungen davon gekommen und der Reihe nach bereits entlassen worden — die Familie Wenzelin hatte nothgedrungen die Brieftasche ihres Schützlings untersucht, um etwaigen Verwandten Nachricht zukommen zu lassen, und dabei seinen Namen und Stand in Erfahrung gebracht.

Mensch ist Mensch. Der gräfliche Rang des hübschen Kavallerieoffiziers that das Seinige, die Sorgfalt der Familie zu erhöhen.

So ward denn durch Arved's Regiment die Kunde seiner schweren Verletzung nach Imhoff gesandt, wogegen die Gräfin Imhoff in Hessingen das neue Mißgeschick ihres Neffen durch die Zeitungen erfuhr.

Sie machte sich sofort auf und zwar mit gesteigertem Groll gegen die Urheberin aller seiner Leiden. Hätte Rhena ihr Wort gehalten, so gab es kein

Duell, so gab es keine Festungshaft, so gab es auch kein Eisenbahnunglück für ihn.

Das Erscheinen einer so vornehmen Dame, wie die Gräfin von Imhoff war, setzte die Familie des schlichten Gutsbesitzers in ehrfurchtsvolle Verwirrung. Aber die vortreffliche Pflege, welche man dem Kranken widmete, brachte die Zurückhaltung beider Theile bald zum Schmelzen. Die Gräfin sah ein, daß ihr Neffe nirgends besser aufgehoben sein könne, als gerade hier — und da sie Alles in Allem nicht die geringste Lust noch Anlage zur barmherzigen Schwester besaß, so beschloß sie, Arved unter allen Umständen hier seine Genesung abwarten zu lassen.

Sie erfuhr dann auch durch den behandelnden Arzt, daß der Graf die Erhaltung seines rechten Beines lediglich der kleinen, schüchternen Elli verdanke, welche einem berühmten Chirurgen Gelegenheit gegeben habe, bei diesem zuerst hoffnungslos scheinenden Falle eine neue Methode zur Anwendung zu bringen, welche einen überaus günstigen Erfolg verspreche.

Die Gräfin, entzückt, ihren Neffen im Vollbesitz seiner Glieder zu wissen, umarmte das tieferröthende Mädchen vor Freude, indem sie ihr ein sehr werthvolles Schmuckstück um den Hals hing.

Da Arved immer noch keine Miene machte, seine

Tante zu erkennen, und in Hessingen die Vorbereitungen zur Vermählung der Prinzessin Luise mit dem präsumtiven Thronfolger ihres Vaters mit großer Energie betrieben wurden, so beschloß Gräfin Agathe ihren Aufenthalt bei der Familie Wenzelin abzukürzen, um später wieder dorthin zurückzukehren.

Sie reiste also in froher Hoffnung ab und mit dem Versprechen des Gutsherrn, ihr regelmäßig Nachrichten über das Befinden des Grafen zukommen lassen zu wollen.

Vierzehn Tage später hatte Arved's jugendkräftige Natur die auf ihr lastende Gefahr überwunden. Die Verletzung am Kopfe war geheilt und die Folgen der Hirnerschütterung begannen zu weichen. Sein Bein war zwar noch fest geschient, aber der brennende Schmerz darin, welcher ihn selbst im Fiebertraum zur Verzweiflung gebracht hatte, milderte sich langsam.

Die verworrenen Bilder, die ihn gequält hatten, verblaßten allmälig. Es ward stiller vor seinen Geistesaugen. Wie unbeschreiblich wohlthuend war das Gefühl, als Arved Rhena's Gestalt nicht mehr auf einer funkensprühenden Lokomotive umhersausen und den Freiherrn hinter ihr drein jagen sah, bis ihm selbst der Athem vor Entsetzen ausging.

Jetzt wandelte sie ruhig in seiner Nähe auf und ab. Er hörte ihren Schritt neben sich und ihre Stimme. Ja, er fühlte sogar ihren Athem zuweilen dicht über seiner Stirn wehen.

Die Empfindungen wurden zuletzt so deutlich, daß er, wie aus einem schweren Traum auffahrend, plötzlich die Augen aufschlug. Träumte er denn fort? Dieses fremde Zimmer mit seinen geöffneten Fenstern hinter den weißen, blähenden Gardinen — diese schlichten Kattunmöbel — diese blumengefüllte Schale auf dem Tisch — Astern, Georginen — Herbstblumen! Und das Bett, worin er ruhte! Und die Gestalt dort an den Scheiben!

Das Letzte war das Wunderbarste. Arved richtete sich langsam auf, als könne jedes Geräusch die Vision stören.

Ein kleines, blondes Köpfchen sah in den Garten hinaus. Im Schoß gefaltet lagen zwei Hände müßig um eine Arbeit. Jetzt wandte sich dieser blonde Kopf zurück. Nun sah Arved ein feines Profil — aber ihm so fremd, so unheimlich fremd.

Er stöhnte und sank in die Kissen zurück.

Sofort erhob sich die Gestalt am Fenster und schritt zu ihm. Er fühlte, daß es ihr Athem gewesen war, welcher seine Stirn so oft umweht hatte — so

streckte er plötzlich beide Hände nach ihr aus, indem er seine Blicke flehend auf sie richtete.

„Wo bin ich?"

„Wo?" Sie beugte sich zweifelnd noch tiefer über ihn. „Wo?" Ihre Stimme begann zu zittern. „Ist es denn möglich! Sie sind jetzt bei Besinnung? Ja? Wahrhaftig? O, Gott sei Dank!"

„Wo bin ich denn aber?" fragte er hastig. „Bei Ihnen bin ich. Aber wo? Wer sind Sie? Was ist mit mir geschehen?"

Sie war vor freudigem Schreck auf den Stuhl neben seinem Bett gesunken. Ihr Antlitz strahlte. „Bei meinen Eltern sind Sie, Herr Graf. Ich bin Helene Wenzelin. Unser Gut heißt Steinberg. Ach, Sie waren so krank! Wissen Sie denn nichts — gar nichts?"

Er hatte während ihrer Frage sich nervös die Stirn gerieben.

„Denken Sie doch an das Eisenbahnunglück," flüsterte sie leise, ihre Hand besänftigend auf die seine legend.

Noch einen Augenblick dachte Arved nach — dann fiel ihm die entsetzliche Katastrophe wie ein greller Blitzstrahl in's Gedächtniß. Er ächzte laut und drückte die Rechte gegen die Augen.

Helene sah ihn mit dem Ausdruck des innigsten Mitleids an. Endlich flüsterte sie leise: „Ich würde gern die Mutter rufen, aber wir kochen heute Aepfelmus ein. Und der Vater ist auf dem Felde.“

„Warum hat man mich nicht sterben lassen?“ rief er, die Unbeweglichkeit seiner Beine mit Verzweiflung fühlend.

„Bitte,“ flüsterte sie unter Thränen, indem sie seine Finger fest umspannte, „sagen Sie das nicht! Es wird Alles gut werden — Alles!“

„Alles?“ wiederholte er mit unsäglicher Bitterkeit, ihre Berührung zurückweisend. Er dachte an Rhena und wünschte sich tief in die Erde hinein.

„Sie dürfen sich nicht erregen!“ sagte Helene Wenzelin jetzt bestimmt. „Der Arzt hat es verboten. Ich muß sonst das Zimmer verlassen.“

„Gehen Sie!“ sagte er mit neu ausbrechendem Ingrimm.

Sie ging aber nicht, sondern kühlte seine Stirn und nöthigte ihn, die Medicin zu nehmen, welche ihr alter Freund verschrieben hatte. —

Der Oktober ging zur Neige. Da machte Arved Imhoff mit Unterstützung des Arztes und des Hausherrn den ersten Versuch, vom Bett auf das Sopha zu gelangen.

Zugleich erschien die Gräfin, ihren Neffen zu besuchen. Sie war glücklich, ihn so weit hergestellt zu sehen, rieth ihm aber dringend an, seine Genesung hier vollständig abzuwarten, und freute sich, als Arved dies als selbstverständlich voraussetzte.

Bei dieser Gelegenheit erzählte sie viel von der ausgesuchten Pracht, welche der Herzog bei der Vermählung seiner Tochter entfaltet habe, und deren man sich an keinem kaiserlichen Hofe zu schämen gehabt hätte. Die Brauttoilette der Prinzessin habe allein ein kleines Vermögen gekostet. Allerdings sei der Erfolg ein beispielloser gewesen. Man hätte geglaubt, ein höheres Wesen an den Altar treten zu sehen. Nur seien die Blicke der hohen Braut während der Trauungsceremonien etwas zu weltentrückt gewesen. Der Herzog, ihr Gemahl, sollte selbst mit einem Schwur bekräftigt haben, daß sie die Fürstin aller Fürstinnen sei.

„Und Rhena?“ fragte Arved hastig, diesen Mittheilungen nur ein halbes Ohr schenkend.

„Theilte mir kürzlich in wenigen Worten mit, daß Deines Vaters Zustand sich verschlechtere, und bat mich um Deine Adresse.“

„Die Du ihr geschickt hast?“ fiel er heftig ein.

„Nein!“ sagte die Gräfin kühl. „Und die ich

ihr auch nicht schicken werde. Hat man sich um Dich gekümmert? Auch nur an Dich gedacht?“

Es war unmöglich, sie zu einer Aenderung ihrer Anschauung zu bewegen.

„Ich habe mit Denen dort ein- für allemal gebrochen!“

Damit nahm sie Abschied von ihrem Neffen und seinen Wirthen und fuhr davon.

Arved befand sich in heftigster Gemüthserregung. Wenn er längere Zeit über seinen jetzigen Zustand nachdachte, so dünkte es ihm ganz unmöglich, als könne sich eine solche Fluth von Ungemach in so kurzer Frist über eine Familie ergießen. Es ließ ihm keine Ruhe. Er wollte nach Imhoff schreiben. An seinen Vater wohl nicht. An wen sonst? An Rhena? Niemals! Daß er einer solchen Vorstellung überhaupt nachgeben konnte, brachte ihn vor Staunen außer sich.

Er drückte auf die Handglocke. Warum, wußte er selber nicht. Aber er wußte, daß alsdann die Thür sich aufthun und jener feine, blonde Mädchenkopf durch die Spalte schauen würde, welcher ihm die entsetzlich langen Stunden seiner Genesung einzig erhellte und verschönerte.

Sofort erschien Elli Wenzelin aus dem Nebenzimmer. Sie war nicht mehr allzu oft in das Kranken-

zimmer gekommen, seit der junge Graf sein Bewußtsein wieder erhalten hatte. Aber durch allerhand kleine sinnige Aufmerksamkeiten bewies sie ihm doch immer wieder, daß ihre Sorge um ihn keine geringere geworden sei.

Auch heute hatte er mit der Zeitung ein Sträußchen Blumen übermittelt erhalten, welche der ungewöhnlich warme Herbst duftig hatte erblühen lassen.

Als sie eintrat, wich die Beklemmung von ihm.

„Ich wollte Ihnen danken," sagte er, auf den Strauß deutend.

„Ich bringe Ihnen noch etwas mehr," lächelte sie, einen Brief in die Höhe haltend.

Als er die Hand darnach ausstreckte, faßte er zugleich ihre Finger mit. „Sie sollen mir die finsteren Gedanken verscheuchen helfen."

„Finstere Gedanken?" rief sie mit gut gemeinter Verstellung. „Und morgen will unser alter Freund Sie die ersten Gehversuche an Krücken machen lassen!"

Bei dem Wort „Krücken" ließ der junge Offizier ihre Rechte hastig fallen. „Der Tod wäre doch besser gewesen!"

Er wußte nun, daß man ihn damals nach Entgleisung des Zuges infolge der durch einen Wolkenbruch verschobenen Schwellen für todt aus dem um-

gestürzten, halb zerschmetterten Wagen hervorgezogen hatte, und daß ebenso wenig Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens, wie auf Erhaltung seines rechten Beines gewesen sei. Nur wußte er noch nicht, wem er diese letztere verdankte.

„Wollen Sie den Brief nicht lesen?" fragte Helene Wenzelin neben ihn tretend, nachdem sie das Schreiben vom Boden aufgenommen hatte.

„Lesen Sie! Lesen Sie! Ich kann nicht," sagte er hastig. In diesem Augenblick war ihm Alles ganz gleichgiltig, was seine Person betraf.

Sie öffnete das Couvert und begann: „Lieber, guter Arved!"

„Von wem?" fiel er über und über erglühend ein. „Woher ist der Brief datirt?"

„Aus Imhoff — Imhoff, den 30. Oktober."

Mit wilder Hast riß er dem betroffenen Mädchen das Papier aus der Hand. „Imhoff? Geben Sie her!"

Er nahm den Brief an sich und blickte lange wie abwesend auf die krausen, kleinen Buchstaben nieder, als könne er sich nicht entschließen, sie zu enträthseln.

Helene Wenzelin fühlte sich zum ersten Male von der Laune ihres Pfleglings verletzt. Sie wandte sich ab und ging aus dem Zimmer.

Arved achtete nicht darauf. Er las halblaut vor sich hin:

„Lieber, guter Arved! Wenn ich gleich weiß, daß Du Dir aus meiner Theilnahme nichts mehr machst, so muß ich doch endlich sagen, daß wir, Dein Vater und ich, Gott danken, Dich aus der schrecklichen Gefahr errettet zu wissen — wie Dein Regimentskommandeur uns auf meine Anfrage mittheilte, da Tante Agathe jeden Brief von mir unbeantwortet läßt. Sei mir doch wieder etwas gut, lieber Arved! Ich pflege Deinen armen Vater, der jetzt fast ganz gelähmt ist und deshalb nicht an Dich schreiben kann. In Gedanken ist er immer bei Dir gewesen. Es scheint, als bedrücke etwas seine Seele — deshalb wünscht er dringend, Du möchtest zu ihm kommen. Also komme, wenn Du kannst. Mich sollst Du nicht sehen — weil mein Anblick Dir so verhaßt ist. Else Wilkens ist eine schrecklich unheimliche Frau. Deine betrübte Rhena."

Deine Rhena!

Es brauste ihm wieder durch's Gehirn wie damals, als er ihren Absagebrief erhielt und las.

Damals konnte er wenigstens aufspringen und wie ein Verzweifelter im Zimmer umherrennen, heute vermochte er keinen Fuß zu rühren. Sein Haupt sank schwer in den aufgestützten Arm.

Jetzt war das Räthsel einer ihm ganz unbegreiflich erschienenen Härte gelöst. Sein Vater trug keine Schuld daran. Nun, wo Arved selber körperlich unfähig war zum Handeln und gänzlich abhängig von fremder Hilfe, jetzt begriff er die furchtbare Qual seines gelähmten Vaters vollkommen. Auch nicht eine Spur von Haß gegen ihn lebte noch in seinem Herzen. Und Rhena pflegte ihn, schützte ihn vor der Lieblosigkeit seines elenden Weibes.

Der Athem stockte ihm. Rhena zu hassen, hatte er ein gutes Recht. Nicht? War das kein Haß, der ihm ihr Bild vor Augen führte, wie sie um seinen Vater besorgt war und ihm dabei zuflüsterte: „Sei mir doch wieder etwas gut. Hasse mich nicht!"

Arved wußte nicht, was er that, als er wieder auf die Handglocke schlug. Seine Gedanken wirbelten bunt durcheinander.

Helene trat ein. Sie sah ernst aus, und ein feuchter Glanz auf ihren Wimpern verrieth, daß ihr verletztes Gefühl sich in Thränen Luft gemacht hatte.

Dessen eingedenk, was er diesem lieblichen, bescheidenen Mädchen verdankte, streckte der Graf ihr beide Hände bittend entgegen. „Ich war sehr unartig, unverzeihlich unartig — aber wenn Sie wüßten, was mein Herz bedrückt, Sie würden nachsichtig sein."

„Wünschen Sie etwas?“ fragte sie mit niedergeschlagenen Blicken, ohne von der Schwelle zu weichen.

„Nein — ja!“ verbesserte er sich hastig. „Dieses Buch hier — ich kann nicht hinlangen.“

Sie trat rasch hinzu und hob das verlangte Buch vom Regal herunter. Als sie es ihm hinreichte, umfaßte er ihre Hand mit fester Gewalt.

„Frieden!“ bat er, ihre Finger an seine Lippen ziehend. „Wenn Sie mich jetzt freundlich ansehen“ — er preßte mit der Linken Rhena's Brief — „so können Sie mich zu einem guten Werk ermuthigen. — Nicht?“ fragte er, als sie mit niedergeschlagenen Blicken halb verlegen, halb noch zürnend das Haupt schüttelte. „Was, nicht? Wollen Sie mich nicht freundlich ansehen? Oder glauben Sie nicht, daß Ihr Lächeln eine besondere Gewalt über mich ausübt? Oder,“ fuhr er langsamer fort, „glauben Sie nicht, daß ich sehr elend, sehr unglücklich bin?“

Dieser letzten Frage konnte sie nicht widerstehen. „Doch!“ sagte sie, mit ihren blauen Augen voll zu ihm aufschauend. „Ich glaube Alles — nur nicht, daß —“

„Was?“ forschte er, ohne ihre Hand freizugeben. „Vielleicht, daß Sie mein guter Engel sind?“

Sie nickte hocherröthend.

Er beugte sich wieder über ihre Finger. „Wenn Sie es nicht fühlen, kann ich Sie nicht überzeugen. Aber Sie fühlen es!" fuhr er schneller fort. „Nicht wahr? Sie fühlen es im Herzen?"

Sie nickte unwillkürlich.

Seine Zunge setzte vergeblich zum Sprechen an. Endlich sagte er: „Man hat mir sehr, sehr weh gethan. Ein Mädchen, jung und anmuthig wie Sie, hat mir —"

Er brach ab.

Obwohl ihr etwas bei diesem Bekenntniß das Herz heftig bedrückte, strich sie leise, wie damals in seinen Fieberphantasien, und besänftigend über Arved's Stirn, um gleich darauf über ihr eigenes Thun heftig zu erschrecken.

„Verzeihen Sie, Herr Graf!"

Er sah lächelnd auf. „Ich möchte, Sie thäten das noch einmal. Bitte! Ja? Aber fest. Ihre Hand ist so angenehm kühl."

Er selbst hatte ihre Linke erhoben und auf seine Stirn gelegt. Dabei schaute er sie an, und ihr kam es vor, als sei das enge Zimmer ein unendlicher Raum geworden, so groß wie die ganze Welt, und sie darin allein mit ihm.

„Sind Sie wieder gut, Fräulein Elli?" unterbrach er den zauberhaften Wahn.

„Ja! Ganz gut!“

„Dann will ich schreiben. — Nein, bleiben Sie! Ich bedarf Ihres Lächelns noch.“

Er nahm hastig einen Briefbogen und begann zu schreiben.

„So nahe mir der Zustand meines Vaters geht, bin ich doch außer Stande, seinem Wunsche vorderhand zu willfahren. Ich muß hier meine Heilung abwarten, das ist, den Gebrauch meiner Glieder. Grüße meinen Vater. Arved Imhoff.“

Er couvertirte das Schreiben, adressirte es und reichte es Helene Wenzelin hin. „Stecken Sie es selbst in die Posttasche. Wollen Sie?“

„Ja, gewiß!“

„Und wollen Sie mir dann etwas vorlesen?“

Sie nickte.

Haßte er Rhena noch? Ja! Aber ohne die Bitterkeit, welche ihm sein lebensfrisches Blut vergiftet hatte.

Sie kam schnell zurück, nahm Reuter's „Dörchläuchting“ zur Hand, setzte sich Arved's Sopha gegenüber auf einen kattunbezogenen Sessel, schlug das zweite Kapitel auf und begann zu lesen.

Arved hörte ihr mit aufgestütztem Arm zu. Eigentlich sah er sie nur an. Ihm war, als müsse er dieses schmale, feine Antlitz schon vordem im Leben

gesehen haben. Und richtig, es fiel ihm ein. In dem Empfangssalon zu Imhoff hing ein Oelgemälde: „Die Wahrsagerin". Das junge Mädchen, welches, vom Spitzentuch halb verhüllt, ihre Hand der alten Sibylle hinreichte, besaß just dasselbe Profil wie Helene Wenzelin.

„Merkwürdig!" sagte er laut.

Sie sah einen Augenblick auf und wollte dann fortfahren, aber er unterbrach sie lachend: „Ach, was kümmert mich diese Geschichte! Wollen uns lieber etwas Anderes erzählen. Ja? Wenn ich nun bald fortgehe, weiß ich eigentlich gar nichts von Ihnen. Sie freilich auch nichts von mir."

„Darum werden Sie uns bald genug vergessen," fiel sie ein, den Band zuschlagend.

„Meinen Sie? Wirklich? Hand auf's Herz — glauben Sie das?"

Sie brach davon ab. „Von mir ist sehr wenig zu erzählen. Die paar Pensionsjahre ausgenommen, war ich stets hier in Steinberg. Und werde wohl auch hier mein Leben beschließen."

„Wie alt sind Sie eigentlich, Fräulein Elli?"

„Achtzehn gewesen. Und das einzige Kind. Ich glaube, Papa hat oft gewünscht, ich wäre ein Junge."

Er lachte. „Gott sei Dank, daß Sie es nicht

sind. Denken Sie, wie hätte mich ein junger Bursche so pflegen können!"

„Ach, die Natur —"

„Die Natur?" seufzte er. „Bitte, sagen Sie mir die Wahrheit, was sagt Ihr alter Freund, der Medicus, wie lange ich dienstunbrauchbar bleiben werde? Mir weicht er aus."

Sie sah auf die Tischplatte nieder und spielte dabei mit ihren Händen.

Er streckte seine Rechte aus. „Fräulein Elli — werde ich das Weihnachtsfest hier noch erleben?"

„Ich weiß nicht," flüsterte sie. „Es kommt darauf an, wie rasch Sie Ihre Glieder wieder gebrauchen lernen."

Er seufzte tief.

„Wir wollen ja Alles versuchen, daß Sie recht bald fort können," sagte sie mit unbewußtem Vorwurf.

„Halten Sie es etwa für eine Undankbarkeit, wenn ich meine Unabhängigkeit glühend zurückwünsche?" fragte er heftig.

Sie stand auf und ging hinaus.

Er rief. Aber sie kam nicht zurück.

Am nächsten Tage wurden die Gypsverbände gelöst. Die Heilung war eine vollständige. Alle Knochen=

brüche gerade und gut verwachsen. Nur war das rechte Bein etwas kürzer geblieben als das linke.

Als Arved diese Beobachtung machte, gerieth er ganz außer sich vor Schmerz und Zorn. Ein hinkender Kavallerieoffizier — ein Hohn und Spott! Wie sollte er diesen entstellenden Schaden ausgleichen?

Ueber diesem neuen Mißgeschick vergaß er Alles, zumal ihm nicht entging, daß dem rechten Beine eine außerordentliche Schwäche innewohnte, die ihm jede Anstrengung verbot. Nichtsdestoweniger versuchte er mit Aufbietung aller Kräfte seinen Willen durchzusetzen, indem er auf zwei Krücken unermüdlich Gehversuche machte. Ein überaus trauriger Anblick. Oft wenn ihm die Glieder versagten, schleuderte er diese Krücken von sich und verwünschte sein Dasein aus tiefster Seele.

Da war es Elli Wenzelin, welche endlich den Sturm beschwor, indem sie dem Grafen vorschlug, statt der Krücken probeweise einen Stock in Anwendung zu bringen und sich mit der kräftigen linken Seite auf ihre Schulter zu stützen. Schließlich ging er darauf ein.

So sah man das Paar oft im Zimmer und später im Hause umher wandeln. Sogar endlich im Garten, über welchen längst eine feste, weiße Schneedecke hingebreitet lag.

Merkwürdig, wie schnell dem jungen Offizier bei diesen Promenaden die Zeit verging und wie gut er sein Leid über ihrer beiderseitigen Plauderei vergaß.

Zuletzt dünkte ihm diese Art Genesung die allerschönste und er vermochte kaum die Stunden abzuwarten, wo das junge Mädchen lächelnd in's Zimmer trat: „Wollen wir?"

Ob er wollte! Trotz alles anfänglichen Humpelns und Stöhnens und Hinsinkens. Es ging ja alle Tage besser. Einmal machte er sogar zu seinem großen Erstaunen die Bemerkung, daß er sich ohne Elli's Hilfe fortbewegen konnte.

Aber er sagte es nicht. Es war ja so schön, seine Hand um den Hals dieses lieblichen Mädchens zu legen, sie in seiner nächsten Nähe zu wissen, gewissermaßen ein Theil von ihm.

Dabei ging ihm denn sein ganzes Herz nach und nach auf. Er vertraute Elli seine bitteren Erfahrungen betreffs der Liebe seines Vaters und seiner einstigen Verlobten an.

Sie fühlte tief mit ihm. Dennoch sagte sie ruhig: „Danken Sie es Ihrer Cousine, Herr Graf, daß sie ehrlich war. Ich möchte die Komtesse gerade deshalb lieb haben."

Er stand still und betrachtete sie. Er empfand

sehr gut, wie sie es gemeint hatte, aber der seltsam bewegte Klang ihrer Stimme drückte noch etwas Anderes aus, was ihm wie ein heißer Sonnenstrahl in's Herz drang.

Sie ward unter seinem Blick feuerroth bis an die Haarwurzeln, mußte aber doch neben ihm stehen bleiben. Seine Hand lag gerade in diesem Augenblick fester um ihre Schultern als je zuvor.

Herrn Wenzelin's Erscheinen machte ihrer Verlegenheit ein Ende.

Er sagte, die Gräfin habe geschrieben, daß sie in einigen Tagen erscheinen werde, ihren Neffen abzuholen.

Bei dieser Mittheilung fühlte Arved, wie Helene Wenzelin leicht zusammenzuckte.

Er ließ sie los und bat um ihres Vaters Unterstützung.

Den ganzen anderen Tag verbrachte er allein in seinem Zimmer. Es war eine Offenbarung über ihn gekommen, die seine Seele erschütterte.

War es denn zu glauben, daß seine Neigung zu Rhena erstorben war? Es mußte wohl sein. Wie hätte er sonst den Gedanken fassen können, ihr gleichmüthig gegenüber zu treten?

Und er zitterte ja auch nicht mehr vor Zorn,

wenn er an Alexander v. Bibrach dachte. Aber sein Gelübde, ihn vom Erdboden zu vertilgen oder von ihm vertilgt zu werden? Ach, an dieses Gelübde — Arved gestand es sich halbverlegen ein — hatte er in letzter Zeit gar nicht mehr gedacht.

Er fühlte es, in dem stillen Hause zu Steinberg waren nicht nur die Wunden seines Körpers geheilt, sondern auch die Wunden seines Herzens. Und wer hatte das Letztere bewirkt?

Arved drückte die Hände ineinander vor Ungeduld. Helene Wenzelin — Gräfin Imhoff! Ein schlichtes Bürgerkind! Was würden seine Kameraden sagen? Was seine ahnenstolze Tante? Wenn nur ein schlichtes Wörtchen „von“ ihrem Namen voranstände! Aber gar nichts! Sein Regimentskommandeur war ein entschiedener Gegner solcher Verbindungen, das wußte er. Und also beschloß er, allen Versuchungen zu entfliehen, indem er sofort Steinberg verließ. —

Am Morgen des nächsten Tages fuhr der alte Doktor zufällig vor. Er hatte bereits vom Gutsherrn erfahren, daß sein Patient nach Hessingen transportirt werden wollte, als er sich in des Grafen Zimmer begab.

Er fand den jungen Mann übernächtig aussehend und tief verstimmt. Der Arzt überzeugte sich noch

einmal von dem Stande der Dinge und erklärte dann bestimmt, daß eine sofortige Abreise aus mehr als einem Grunde nicht zulässig sei.

Arved, der seinen Willen dennoch durchzusetzen beschloß, brach das Gespräch ab, indem er dem Arzt die Hand drückte. „Ich danke Ihnen jedenfalls von ganzem Herzen, Herr Doktor, für das, was Sie an mir gethan haben. Ohne Ihre aufopfernde Fürsorge würde ich jetzt nicht hier neben Ihnen sitzen, das weiß ich.“

„Na, na!“ brummte der alte Herr, ihn durch seine goldene Brille musternd. „Das Beste that Kollege Winter, indem er Ihnen das Bein nicht abschnitt, wie ich es an jenem ersten Abend — und zwar mit gutem Recht — vorhatte.“

„Abschneiden!?“ rief der junge Offizier, noch nachträglich sich über den Verlust entsetzend, indem er seine Hand auf das Knie preßte. „Das wäre meiner Entscheidung doch zuletzt anheim gefallen.“

„Meinen Sie?“ sagte der alte Herr ihn anzwinkernd. „Was? So vier Wöchelchen auf gütige Entscheidung warten, bis der Brand uns über das Dilemma völlig hinweg half? Nein! Winter hat an Ihnen einen Verzweiflungscoup gemacht. Es half — aber, mein Ehrenwort, Sie hätten ebensogut schlankweg

dabei draufgehen können — mit Haut und Haar. Aber mein Pathchen wollte ja —“

„Wer?“ fragte Arved mit nachdrücklichem Herzklopfen, seine Hand auf des Arztes Arm legend. „Wer? Ich verstand nicht —“

„Ach, die Geschichte wissen Sie noch nicht einmal?“ rief der alte Herr, seine Brille abnehmend, um die Gläser mit einem seidenen Taschentuch sorgfältig zu poliren. „Na, da wären Sie ja beinahe ohne die wahre Erkenntniß davongegangen. Sehen Sie, die Kleine fing an zu jammern: ‚Er soll kein Holzbein haben. Ich will es nicht.‘“ Er setzte die Brille wieder zurecht und lachte. „Da hatte sie nun so ein Ding — Sparbüchse — na, es war die reine Münzensammlung. Diese —“

„Diese —?“ fiel Arved glühend vor Erregung ein.

„Diese brachte sie angeschleppt. Halb weinend natürlich und halb lachend, wie die jungen Thörinnen es nun einmal machen. ‚Onkel Doktor, dafür lasse den Professor kommen!‘ Und richtig, der Professor kam.“

„Genug, übergenug!“ rief Arved, sich trotz der angenehmen Temperatur des Zimmers die Stirn trocknend. „Dieser Edelmuth — meine Schuld —“

„Na, na! Sie sollten nur die Kleine richtig

tariren lernen, ehe Sie fortgehen," scherzte der alte Herr sich erhebend. „Brauchen sich um Ihr Bein ja nun nicht mehr zu ängstigen. Sie sollen es behalten. Es nimmt's Ihnen kein Mensch mehr fort. — Adieu! Weihnachten sollen Sie jedenfalls in Hessingen feiern. Mein Wort darauf!"

Arved drückte ihm die Hand. Er konnte den Augenblick kaum erwarten, bis sich die Thür hinter dem Arzt schloß.

Jetzt war er allein. Jetzt sah Niemand, wie er den Kopf zwischen die Hände preßte unter einer Fluth von Selbstvorwürfen, welche ihn bestürmten. Elli Wenzelin war ihm als Gattin nicht edel genug erschienen um eines leeren Wörtchens willen, und sie hatte so edel an ihm gehandelt! Er hatte es über's Herz gebracht, ihrem Besitz entsagen zu wollen, obwohl er ihre äußere Anmuth und ihren inneren Werth kannte, und sie hatte für ihn gefühlt und für ihn geopfert, ohne nur zu wissen, wer er war. Wer von ihnen Beiden trug nun den Preis davon? Arved's jugendlich-enthusiastische Natur berauschte sich förmlich in dem Gedanken, daß er der Gefahr entgangen war, ein jammervoller Krüppel zu werden, und daß er diese Rettung jenem lieblichen Geschöpf verdankte, nach dessen Besitz er sich im Stillen schon so oft und

lange gesehnt hatte. Er stand auf und ging, auf seinen Stock sich stützend, aus dem Zimmer in die Familienwohnstube.

Elli saß allein darin am Fenster und stickte an einer Weihnachtsarbeit. Als sie den Grafen bemerkte, stand er schon ziemlich dicht neben ihr. Sie wies auf einen Sessel ihr gegenüber, den er gehorsam einnahm.

Draußen fiel der Schnee lautlos nieder. Auf dem Gutshofe regte sich nichts. Es war Sonntag, die Arbeit ruhte. Die Mutter war in der Küche beschäftigt. Der Vater rechnete mit dem Inspektor in seiner Stube ab, und der Doktor war in's Dorf zu einer Kranken gegangen, bevor er mit den Freunden nach gewohnter Weise das Mittagsmahl einnahm.

Er betrachtete ihr gesenktes Antlitz mit heißen Blicken. Sie erschien ihm so überaus schön und begehrenswerth. Alles entzückte ihn an ihr: die leichte Röthe der Wangen, das schnelle Heben und Senken ihrer Brust. Denn beides verrieth ihm, daß ihre Gefühle erregt waren wie die seinen. Seine Sehnsucht wuchs. Er wußte nicht mehr klar, was er that, als er die Arbeit aus ihrer Hand nahm, sie küßte und dann auf's Fensterbrett warf.

„Nicht doch!“ sagte sie leise, ohne es zu wagen, ihn anzusehen.

Er nahm ihre Hand und drückte sie. „Fräulein Elli, ich weiß Alles — Alles!“ Und er wiederholte ihre Hand an seine Lippen ziehend: „Alles!“

„Was denn?“ fragte sie erschreckt.

„Was ich Ihnen verdanke. Der Doktor —“

Sie ward so verlegen, daß sie aufsprang. „Ich kann davon nichts hören. Ach, nur davon nicht sprechen! Es war ja nichts!“

„Nichts?“ fragte er, sie auf ihren Sitz zurückziehend. „Ist es nichts, mich vor solchem Unglück bewahrt zu haben? Elli, Elli —!“

Sie sah flüchtig zu ihm auf, ohne doch seinen Blick ertragen zu können.

„Sie reisen —“

Er schlang seinen Arm, wie er es zuvor so oft gethan, um ihre Schulter, daß ihre Stirnen sich fast berührten, und flüsterte: „Hast Du mich lieb, Elli? So lieb, wie ich Dich lieb habe? Sage ja! Sage nicht nein!“

Sie stammelte halb unverständlich: „Ihre Cousine — ich nicht —“

„Du nicht? Ach, Du, Elli, und nicht Rhena,“ sagte er, seine Lippen auf ihre Haare drückend. „Das ist lange todt. Ich liebe Dich so sehr — so — ach!“

Er hatte sie völlig an sich gezogen.

Ihr Herz klopfte fieberhaft, ihre Wangen glühten. Sie hatte ein Gefühl, als sei sie im Paradies. Ein ungeahntes Sehnen stieg mit jedem Athemzug zwingender in ihr auf. Es war, als strahle dieses wundersame Verlangen von seinen Augen, seinen Lippen in ihr Herz hinein.

„Elli, meine süße Elli — meine Retterin — mein Engel — meine Geliebte!“ Zwischen jedem dieser Worte küßte Arved v. Imhoff das blonde Haupt, welches tief gesenkt an seiner Brust ruhte. „Sei mein! Willst Du? Ach, sieh mich doch an!“

„Was soll ich?“ flüsterte sie.

Er hatte seinen Stuhl neben den ihren gerückt. Nun erst konnte er sie zärtlich umfangen. Liebestrunken hob er ihr Antlitz empor.

„Du sollst mich lieb haben!“ Er beugte sich über ihren Mund und küßte ihn, als wolle er sie ersticken.

Da fragte sie nichts mehr. Da dachte sie nichts mehr. Als er ihren Arm nahm und zärtlich lächelnd um seinen Hals schlang, und sie dann fest gegen seine Brust preßte, da fühlte sie nur noch, daß sie ein anderer Mensch geworden sei durch ihn — und sterben müsse ohne ihn.

Sie sprachen von nun an auch nicht einmal

mehr flüsternd. Nur einzelne abgerissene Worte wurden ab und zu laut. „Arved" — „Elli" — das war Alles.

Plötzlich stieß Helene einen Schrei aus und suchte sich aus der Umarmung des Geliebten zu befreien.

Herr Wenzelin stand im Rahmen der Thür und sah mit sehr ernster, vorwurfsvoller Miene zu seiner Tochter hinüber.

Der Graf, aufschauend, sprang sofort empor, und so rasch als möglich auf den Gutsherrn zuschreitend, sagte er, daß nach dieser glücklichen Stunde ihn nichts mehr von der Geliebten trennen könne.

„Haben Sie, Herr Graf," fragte Wenzelin, indem er Elli ein Zeichen gab, sich zu entfernen, „bedacht, daß Sie mit Ihrer Liebe und Werbung zu Bürgersleuten gekommen sind, die nach den Anschauungen der Welt zu einer anderen Kaste gehören, als die, in welche Ihre Geburt und Ihr Stand Sie geführt haben? Bei aller Bescheidenheit gestehe ich offen ein, daß Sie uns als Kranker theuerer, als Gast lieber waren, denn jetzt als Freiersmann. Ihre Familie —"

„Meine Familie?" rief der junge Mann sehr schmerzlich berührt.

„Ihr Herr Vater also —" sagte Wenzelin etwas verwirrt.

„Mein Vater?“ wiederholte Arved kopfschüttelnd. „Kommen Sie! Ich will Ihnen reinen Wein einschenken, so wie ich es längst Ihrer Tochter gegenüber that.“

Er erzählte die Ereignisse der letzten anderthalb Jahre.

„Jetzt sagen Sie selbst, Herr Wenzelin, ob mein Vater das Recht haben kann oder auch nur haben will, mir die Wahl einer bürgerlichen Frau zu verbieten. Im Gegentheil, wüßte er nur, was in diesem Hause, in Elli's Nähe, an mir gesundete, er würde Ihre Tochter doppelt lieben lernen. Zum Beweise dessen bin ich entschlossen, von hier nach Hessingen zu fahren und meine Tante selbst von meiner Herzenswahl zu unterrichten. Von dort aber nach Imhoff.“

Herr Wenzelin reichte ihm die Hand. „So machen Sie es recht. Von dort aus werden wir das letzte Wort in dieser Sache sprechen. Daß Elli Sie liebt, ist Ihnen jetzt bekannt. Und daß Sie ein Mann von Ehre sind, bezweifle ich keinen Augenblick. Also reisen Sie in Gottes Namen nach Imhoff. Versöhnen Sie sich mit Ihrem Vater — mit Ihrer Cousine —“

Arved stand auf. „Auch mit ihr. — Gestatten Sie, daß ich hier eine Depesche aufsetze?“

„Bitte!“ Herr Wenzelin legte Feder und Papier vor den Grafen hin. Dieser schrieb:

„Gräfin Imhoff — Hessingen. — Komm nicht hierher. Fahre demnächst selbst nach Hessingen ab.

Arved.“

Zehntes Kapitel.

Ueber Imhoff lagerte der Winterhimmel schneeschwer. Ein heulender Nordost jagte ununterbrochen Schauer auf Schauer über die kahlen Gebüsche des Gartens, daß sie zuletzt wie weiße Riesenkugeln aus der Dämmerung aufstarrten. Die alten, ehrwürdigen Stämme bogen ihre Zweige knarrend unter dem steigenden Gewicht der Flockenmassen, daß es wie Seufzer durch das Brausen des Windes klang. Kein Weg, kein Steg zwischen den Beeten. Man konnte durch den ganzen großen Raum hindurchsehen bis in das Herz des Rondells hinein, wo an einem heißen Sommerabend, von aller Welt ungesehen, die Gräfin Else Imhoff dem Freiherrn v. Bibrach einen Kampf auf Tod und Leben angesagt hatte.

Die junge Frau, welche; am Fenster stehend, gelangweilt in die Dämmerung hinausstarrte, fuhr bei

dieser letzten Betrachtung zurück, als habe sie einen glühenden Stich erhalten.

„Rache!“ flüsterte sie, ihre Hände fester ineinander drückend. „Von Allen hasse ich doch zumeist ihn. Gäbe es eine größere Wollust, als ihn verzweifeln zu sehen? Wieviel Opfer habe ich schon deshalb gebracht!“

Das hatte sie gethan. Sie hatte Rhena im Hause geduldet, mehr noch, ihre Eitelkeit, ihren Stolz gedemüthigt, um das junge Mädchen nicht aus den Augen zu verlieren. Bibrach's Geliebte war ja das einzig ihr erreichbare Unterpfand ihres Hasses.

Und so hatte sie ihr die Pflege des Grafen mit gestattet, obgleich ihr der reine Kindesblick der kleinen Komtesse in tiefster Seele zuwider war, hatte mit geheimer Schadenfreude Freundlichkeit und Vertrauen geheuchelt.

Sie und Vertrauen! Das ganze Dienstpersonal, mit Ausnahme des alten Friedrich, dessen Entfernung sie aus mehreren Gründen noch hinzögerte, stand in ihrem Spionendienst. Da passirte nichts, wovon die Gräfin nicht sofort unterrichtet ward. Eben deshalb konnte sie Rhena und den alten Friedrich ruhig mit der Person ihres Gatten sich beschäftigen lassen. Ueber die Zimmerschwelle hinaus ging deren Wirksamkeit nicht.

Nur einmal hatte Rhena, welche instinktiv Miß-

trauen in diesem Falle hegte, Else's Wachsamkeit getäuscht, als sie den Brief nach Steinberg sandte.

Da sonst alle abgehenden und ankommenden Briefe der Kontrole der Gräfin unterlagen, so hielt sie auch Arved's Erwiederungsschreiben zuerst in der Hand. Da wußte sie, daß Rhena's Brief außerhalb des Schlosses zur Post gegeben worden war.

Die Sicherheitsmaßregeln wurden demgemäß verschärft.

Aber das Couvert brannte in Else's Hand. Sie mußte wissen, was der Graf geschrieben hatte. Die Existenz ihres Sohnes, also ihre eigene Existenz, hing davon ab. Arved durfte nicht zurückkommen, so lange sein Vater lebte.

Sehr geschickt öffnete sie vermittelst warmen Wassers und eines scharfen Messers den Verschluß. Zunächst athmete sie auf.

„So nahe mir der Zustand meines Vaters geht, bin ich doch außer Stande, seinem Wunsche vorderhand zu entsprechen."

Vorderhand! Was hieß in diesem Falle „vorderhand"? Auf diese Möglichkeit hin konnte ihr Werk doch noch im letzten Augenblick zerstört werden. O, daß sie die unberufene, verhaßte Vermittlerin zwischen Vater und Sohn hätte aus dem Hause jagen können!

Aber nein, dann fand Alexander v. Bibrach Rh
Und er sollte sie nicht finden, noch aufsuchen. N
Imhoff kam er nie.

„Mein Leben," flüsterte das schöne Weib, langsam auf und nieder schreitend, wobei die Schleppe ihres Kleides leise rauschend über den Teppich glitt, „mein Leben bewegt sich jetzt zwischen zwei Polen. Der alte, elende Mann! Pah! Diese gefahrlose Handhabe meiner Pläne! Nur Eines muß er thun! Nur Eines —"

Sie brach ab und blickte scheu umher.

„Zur rechten Zeit sterben!"

Sie heuchelte ihm längst keine Liebe mehr. Es wäre auch nutzlos gewesen, da die Flamme der Leidenschaft völlig in ihm erloschen war. Und weiter hatte sie nie Einfluß auf den unglücklichen Mann gewonnen.

Nun die Leidenschaft von ihm gewichen war, was blieb zurück?

Der Wind raste wie eine Kriegsfurie an den Fensterscheiben vorüber. Das pfiff und klirrte und dröhnte!

Ja, was? Die junge Frau schaute wieder unsicher in die Runde. Haß? Furcht?

Sie lachte.

„Diese alberne Sage von Imhoff! Fürchten sich Alle davor wie die Kinder. Fader Geist! Zweimal

hätte er zufassen können und that es nicht. Dummes Märchen!"

Sie klingelte.

„Licht!"

Der Diener brachte zwei Lampen herein.

„Wer ist beim Grafen?"

„Komtesse sind bei ihm. Der Herr Graf waren unruhiger als gewöhnlich," sagte Friedrich.

Die junge Frau ging aus dem Salon in den Korridor nach dem Zimmer ihres Gatten. Beim Eintritt in dasselbe veränderte sich ihre harte Miene in ein freundliches Lächeln.

Der Kranke lag auf einer Chaiselongue mitten unter der Hängelampe, deren umhülltes Licht die erschreckende Bläße seiner hageren Züge noch mehr hervorhob.

Am Fußende des Ruhelagers saß Rhena.

„Nun, was erzählt ihr euch eigentlich den ganzen Tag?" scherzte Else, als ein leises Gespräch von Rhena's Seite abbrach.

„Wir sprachen von meinem Bräutigam," sagte Rhena, und ihr Gesichtchen tauchte sich sofort in ein tieferes Roth.

„Haben Sie Nachricht von ihm?" fragte Else theilnehmend, obwohl sie zuerst erfahren hatte, daß

heute Mittag ein Schreiben eingetroffen war. O, diese Handschrift vergaß sie nie!

„Ja! Er hat das Konsensgesuch eingereicht in der Voraussetzung, daß der Onkel seine Einwilligung nicht versagen werde.“

Der Graf, dessen jetzt fast gelähmte Zunge ein längeres Sprechen unmöglich machte, neigte einverstanden das Haupt.

„Sie wollen uns verlassen?“ fragte Else mit vollendeter Heuchelei. „Diesen hier verlassen? Ach, das kann ja gar nicht sein! Hugo, Du wirst doch Deinen Liebling nicht von Dir lassen? Siehst Du nicht ein, wie selbstlos ich hinter ihm zurückstehe?“

Es klang so aufrichtig betrübt, daß auch Rhena sich täuschen ließ und ihr dankbar die Hand reichte.

„Ehe der Konsens zurückkommt und das Aufgebot geschieht,“ sagte die kleine Komtesse mit reizender Scham, „werden noch zwei Monate fast verstreichen. Alsdann wird er —“

„Nun? Was dann? Wird er —?“ scherzte die junge Frau mit ihrem falschen Lächeln.

„Kommen,“ fiel der Graf mit seiner erschütternden Stimme ein, „mich zu begraben und Rhena zu holen.“

„Ach, Hugo! Thorheit! — Ist’s wahr, liebe Rhena,

wollen Sie Ihr Hochzeitsfest nicht bei uns in Imhoff feiern?“

Ihre Augen hingen mit lauerndem Ausdruck an dem gesenkten Antlitz der kleinen Komtesse. „Wird der Oberst Sie persönlich abholen?“

„Davon schreibt er nichts. Eine Bekannte von ihm wird kommen.“

„So! Ah! Schade. Wann denn?“

„Ich weiß ja nicht,“ sagte Rhena aufstehend.

Die Sehnsucht nach dem Geliebten überwältigte sie. Sie verließ das Zimmer. In dem Gemache, welches Alexander v. Bibrach damals in jenen glücklichen Tagen bewohnte, fühlte sie seine geistige Nähe mehr auf sich einwirken. Dort neben der brennenden Wachskerze, in einen Sessel geschmiegt, holte sie das Schreiben abermals hervor und durchlas es von Neuem mit leuchtenden Blicken.

„Mein süßes, innig geliebtes Mädchen, was ich Dir jetzt sage, ist das A und O meines ganzen Denkens, der Hoffnungsstern, welcher allein in dieser trüben, entsagungsvollen Zeit mir geleuchtet hat. Du sollst nun mein werden! Ich Dein! Begreifst Du, was diese wenigen Worte in sich schließen? Nein. Mir selbst ist es ja, als könne eine solche Fülle der Seligkeit nicht zur Wahrheit werden. Meine Rhena, wenn ich an

den Tag, an die Stunde denke, wo Du in mir und ich in Dir Alles sehe, was diese Welt bieten kann, so kommt mir mein Glück so unerschöpflich, so unfaßbar vor, daß mich eine leise Furcht durchschauert. Mein Lieb, Du hast übergenug gethan in Deinem Samariterdienst für einen Mann — glaubst Du, daß das Leiden entschuldigt? In meinen Augen nicht. Er büßt eben — gottlob, das kannst Du nicht begreifen! Mein süßes Lieb, wenn Du diese Zeilen erhältst, habe ich den Konsens zu unserer ehelichen Verbindung bereits eingereicht. Die Einwilligung Deines Oheims wirst Du Dir wohl tausendmal an ihm verdient haben. Ach, daß Du doch nicht nach Imhoff gegangen wärest! — Eine mir befreundete Dame, die ich von den obwaltenden Umständen in Kenntniß gesetzt habe, wird Dich zur Zeit in ihr Haus abholen. Wirst Du nicht gern mit ihr gehen, meine Geliebte?

Tausend heiße Küsse sendet Dir Dein

Alexander."

Rhena drückte die Zeilen an ihre Lippen.

Zweierlei fiel ihr jetzt darin auf. Erstens, daß der Freiherr so wenig achtungsvoll und mitleidig von ihrem Oheim und von dessen Gattin gar nicht sprach. Zweitens, daß er sich so energisch gegen eine stille Hochzeitsfeier in Imhoff sträubte. Dabei war das

doch eigentlich in ihrer Lage das Natürlichste. Es that ihr ja auch Niemand etwas zu Leide hier. Im Gegentheil, Else bewies ein viel dankbareres Gemüth, als man ihr je zugetraut hatte.

In diesem Sinne zu antworten, setzte sich die kleine Komtesse flugs nieder.

Während dessen hatte die Gräfin, vollauf beschäftigt mit dem, was sie gehört, das Dasein ihres Gatten vergessen. Erst ein Sprechversuch von ihm machte sie auf seine armselige Existenz aufmerksam.

Ungeduldig wandte sie sich zu ihm. „Was willst Du?"

„Meinen Sohn!" Seine Augen hingen flehend an ihr.

Sie zuckte die Achsel. „Ihr habt ihn ja hinter meinem Rücken herbeschieden! Ist er gekommen?"

„Ehe es zu spät ist!" sagte er, mit dem Ausdruck unverhüllter Furcht ihr schönes Antlitz streifend.

„Zu spät! Das höre ich jeden Tag. Was heißt hier zu spät? Wenn Du nicht Charakter genug besitzest, bei Deiner besseren Ansicht zu bleiben, so war es immer zu spät. Nicht erst heute."

Sein machtloser Schmerz rührte sie keineswegs.

„Wenn Du eine Spur von dem nachfühlen könntest, was damals in mir vorging, als er mir wie

einer Diebin die Thür wies —" Sie schrak zusammen, fuhr aber ebenso rasch fort: „So würdest Du wissen, daß ich in Alles eher willigen kann, als in das, was man Versöhnung nennt. Das Schicksal gibt mir in diesem Spiel die Trümpfe in die Hand —"

„Ich gab sie Dir!" sagte der Graf, seine linke Hand mühsam erhebend. Aber sie sank schwer auf die Decke zurück. „Dein Haß — nicht meiner —"

Sie lächelte spöttisch. „Als Du noch durch meine Augen sahest, da war meine Liebe Deine Liebe, mein Haß Dein Haß."

„Meinen Sohn!" stieß der Graf mit keuchender Anstrengung hervor.

„Verkürze Dein Leben nicht durch solche Anwandlungen."

Sie stand jetzt dicht vor ihm. Das Licht fiel aus der Höhe mit magischem Schein über ihre herrliche Gestalt, in das erbarmungslose Auge, welches kalt und tückisch wie ein Schlangenauge auf seinem unglücklichen Opfer ruhte.

„Das hast Du längst begriffen, da wir in dieser Sache doch endlich das letzte Wort reden müssen, daß ich im Interesse meines — Deines zweiten Sohnes über jede Deiner Handlungen wache. Keine Maus, geschweige denn ein Notar oder dergleichen kann ohne

meinen Willen hier eingeschmuggelt werden. Diese Aufrichtigkeit bürgt Dir für Deine Hilflosigkeit. Wenn Du," ein flüchtiges Lächeln umspielte ihre rothen Lippen, „noch das wärst, was Du warst — Du gäbst zehn Söhne hin für das, was ich Dir war. Daß Du dies nicht mehr bist, nicht mehr sein kannst, ändert nur Deine Gesinnung, nicht die meine."

Der Kranke wand seinen Körper in steigender Seelennoth unter der grausamen Wahrheit dieser Behauptung. Ein unbegrenztes Sehnen nach einem letzten vergebenden Blick seines Sohnes raubte ihm fast den Verstand.

Wenn Arved zu spät kam! Rhena konnte er das Geschehene nicht beichten, er wollte sie nicht zwingen, ihn zu verachten. War sie doch die Letzte, die mit Liebe an ihm hing. Aber Angst und Abscheu schraubten seine elenden Kräfte zu einer krankhaften Regsamkeit auf.

„Du bist ... ein Dämon! Ja, ein Teufel! ... Mein Fluch ... Dich treffen ... elend wie ..."

Er brach zusammen. Regungslos lag er, vor sich hinröchelnd.

Die junge Frau stand eine Weile wie angewurzelt. Nur ihre Brust hob sich schneller in einem Sturm der Entrüstung. Dann trat sie leise hinzu. War er todt?

Sie beugte sich tief über ihn. Nein, er athmete noch. Da zog sie gleichmüthig die Glocke.

Friedrich trat auf das Glockenzeichen der Gräfin ein und übernahm die Wache bei seinem schlafenden Gebieter.

Im Korridor begegnete Rhena der Gräfin Else. Sie hielt sie auf.

„Ihr Onkel schläft. Kommen Sie lieber mit mir. Haben Sie Ihrem Bräutigam geantwortet?"

„Ja! Ich will den Brief eben schließen und in die Posttasche stecken," sagte Rhena hastig, ohne zu bemerken, daß sie das Schreiben ihres Verlobten aus der Hand fallen ließ, während sie den Gang hinauf nach dem Speisezimmer eilte, wo die Posttasche allabendlich auf einem bestimmten Platze zur Aufnahme aller Korrespondenzen bereit lag.

Hastig bückte sich Else darnach und durchflog seinen Inhalt.

O, wie diese heißen Liebesworte häßlich in ihrem Gedächtniß widertönten! Auch ihr hatte Vibrach einst einen Brief geschrieben. Sie bewahrte ihn noch als den Schleifstein ihres Hasses. Damals, als sie in wahnsinniger Leidenschaft —

Still! Rhena kam zurück.

Die junge Frau unterdrückte das böse Zucken

ihrer Lippen, indem sie schnell den Brief zur Erde gleiten ließ.

„Haben Sie dieses Papier verloren, liebe Rhena?“

Die kleine Komtesse nahm ihr Eigenthum hastig an sich.

Sie setzten sich dann im Salon an den runden Tisch, Beide mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Endlich gab Else das Spiel mit den Deckenfransen auf, blickte in die Höhe und sagte freundlich: „Haben Sie eine Ahnung, liebe Rhena, weshalb Herr v. Bibrach gegen eine Vermählungsfeier in Imhoff eingenommen zu sein scheint?“

„Nein! Wirklich nicht.“

„Wunderbar! — Und Sie glauben, daß er auf seinem Wunsche bestehen wird?“

„Ich weiß ja nicht!“ sagte die kleine Komtesse.

„Nun, wie dem auch sei! Unsere besten Wünsche geleiten Sie. — Aber,“ fuhr die Gräfin scherzend fort, „wissen Sie auch, daß Sie einen gefährlichen Mann bekommen? Ich meine, für Frauenherzen gefährlich. Ach, der Oberst ist auch gewiß Derjenige, welcher am meisten davon überzeugt ist!“

Die kleine Komtesse schaute verwundert auf. „So etwas! Alexander?“

„Nicht! Nun, wenn man so jung und schön ist

wie Sie, darf man solche Dinge freilich als Einbildungen betrachten. Sehen Sie mich einmal an, liebe Rhena, glauben Sie wirklich, daß ein Mann wie Herr v. Bibrach vor Ihnen noch kein Weib an's Herz geschlossen hat — liebend an's Herz geschlossen?"

Rhena öffnete und schloß ein paarmal heftig die Augen, als müsse sie sich davon überzeugen, daß sie nicht träume. „Liebend? Was! Er?"

Das Gespräch erschien ihr wie eine Beleidigung und Verletzung ihrer beiderseitigen Gefühle. Aber der eingeflößte Gifttropfen wirkte doch mit wachsender Gewalt auf ihr argloses Herz.

Wie denn? Ihr Geliebter hatte nie von seiner Vergangenheit mit ihr gesprochen, und sie hatte auch nie darnach verlangt. Sie war nur in der Gegenwart, das heißt, in seinen Armen glücklich gewesen. Unmöglich, daß er einem anderen Weibe das Alles schon einmal gesagt hatte, was er ihr unter tausend Zärtlichkeiten zuflüsterte, daß er diese Liebkosungen —

Ihre Unruhe wuchs. Sie blickte erregt auf die junge Frau, welche das Spiel mit der rothen Seidenfranse wieder aufgenommen hatte.

„Er würde mir nichts verschweigen," brach die kleine Komtesse mit ihrer angeborenen Offenherzigkeit aus, „noch verschwiegen haben."

Die Gräfin richtete ihr Haupt mit sprechender, meisterhaft dargestellter Verwunderung auf. „Nein, im Ernst: Sie glauben wahrhaftig, die Erste zu sein, die Schwur und Kuß dieses — gerade dieses Mannes empfängt? Ja? Dann schweigen wir — denn dann sind Sie in der That glücklich.“

„Wissen Sie denn das Gegentheil?“ rief die kleine Komtesse, in deren Seele diese Vorstellung wie ein Blitz einschlug.

Else zuckte die Achsel. „Wissen? Was nennt man in diesem Falle wissen? Wollen Sie etwa fragen? Ach, dabei kommt erst recht nichts heraus. Die Männer, glauben Sie mir, sprechen über gewisse Vorgeschichten nicht gerne, am wenigsten zu ihren Bräuten und Frauen.“

„Alexander würde nie die Unwahrheit sagen!“ sagte Rhena mit merklicher Heftigkeit. „Wenn ich denken könnte —“

„Was denn? Daß Sie um eine Illusion ärmer in die Ehe gingen? Ach, die Ehe, die Ehe! Sie ist die wahre Illusionsmörderin! Lassen wir doch das Thema fallen. Es gibt wirklich angenehmere.“

„Und Sie glauben nicht,“ rief Rhena, von dem Gegenstand wehrlos fortgerissen, „daß Alexander mir, wenn ich ihn früge, sein Herz gern offenbaren würde?“

Else lächelte. „Die Probe verdiente gemacht zu werden. Ach, Thorheit! Thun Sie es ja nicht. Mein Wort zum Pfande, damit erreicht man nichts. Wozu denn auch? Das ist das Loos aller Frauen. Und weshalb sollten denn gerade Sie, meine liebe Rhena, etwas vor Allen voraus haben?"

„Ich kann aber den Gedanken nicht fassen," flüsterte die kleine Komtesse, ihre dunklen Augen starr auf jene Stelle heftend, wo damals an jenem glückseligen Ballabend Alexander v. Bibrach ihr zugeraunt hatte: „Ihre gelbe Rose habe ich für immer aufbewahrt."

„Der Kleine schreit. Hören Sie?" sagte Else aufstehend, Rhena's verstörte Miene mit Genugthuung betrachtend.

Aber Rhena, aufgestachelt von neuen, peinigenden Gefühlen, sprang auf, eilte ihr nach zur Thür und hielt sie bei der Hand fest.

„Sie wissen noch mehr! Ich fühle es genau. Sonst würden Sie nie, nie gewagt haben, einen solchen Verdacht in mir zu erwecken. Hat Alexander geliebt? Wen? Wird er neben mir geliebt? Von wem? Das will ich wissen!"

Else zuckte die Achseln. Der Kleine schrie in der That lauter.

„Wenn ein Mann von einer Frau gehaßt wird, so hat sie ihn vorher übermäßig geliebt. Und umgekehrt. Das ist Alles, was ich weiß.“

„Um Gottes willen!“ rief Rhena mit fliegendem Athem. „Wer haßt ihn denn? Und wen haßt er?“

„Das fragen Sie ihn nur selbst, wenn Sie so neugierig sind,“ lächelte die schöne Frau, sich befreiend. „Nur steht Zehn gegen Eins zu erwarten, daß auf diese Frage keine Antwort kommen wird. Wenn nicht die Kunst des Weißwaschens — Still! Hören Sie doch! Wie er weint! — Grämen Sie sich doch nicht um vergangene Dinge. Jetzt liebt er Sie. Das glauben Sie. Unser Glück ist ja doch stets nur ein schöner Wahn. Freilich, was ein Mann einmal geliebt hat, vergißt er wohl nie ganz.“

Rhena stand wie vernichtet. Unbekannt mit Allem, was das praktische Leben anbetraf, fühlte sie eine neue Welt in sich aufgehen. Aber diese war so abschreckend, daß sie vor Furcht kaum zu athmen wagte. Zwar stieg ihres Geliebten schönes Bild gerade bei dieser Vorstellung heller denn je zuvor vor ihren Geistesaugen auf. Aber die Thränen in ihren Wimpern machten das Bild undeutlich. Da verschwamm es zuletzt.

Sie eilte auf ihr Zimmer. Mitten auf dem Wege

dorthin mußte sie aber stehen bleiben. Die Luft ging ihr aus.

„Fragen Sie ihn selbst,“ flüsterte sie vor sich hin. „Gut, das will ich thun!“

Sie hatte ein Gefühl, als wirbele ihr Alles im Kopfe herum, daß sie ganz schwindelig davon ward, als ob eine Erkenntniß sich Bahn brechen wollte. Wie hatte ihre Vorgängerin in seiner Liebe ausgesehen? Wer war sie? Wo?

Mit fliegender Hast setzte sie sich an ihren Schreibtisch nieder und warf folgende Worte unsicher auf's Papier:

„Verzeih' mir die Frage, Alexander, aber ich müßte sterben, könnte ich sie nicht thun — oder wolltest Du mir nicht ehrlich darauf antworten. Wen hast Du vor mir geliebt und wer liebte Dich? Ich meine, wen Du so geliebt hast, daß Du sie jetzt hassen mußt? Ich weiß, daß dem so ist. Also sage mir die volle Wahrheit.“

Sie steckte das Schreiben in die Posttasche, nachdem sie das erste wieder zurückgenommen hatte.

— — — — — — — — — — —

Die Tage vergingen. Eine Antwort kam nicht. Der Freiherr war außer Stande vor Zorn und Schmerz, sie zu geben. Nebenbei hinderte ihn sein empörtes

Zartgefühl daran, mehr noch die Ungewißheit dessen, was Else Wilkens' Rachebedürfniß aufgedeckt habe. So oft er die Feder ansetzen wollte, so oft warf er sie zu Boden. Dabei hielten ihn die Fesseln seiner Haft an Ort und Stelle fest.

Aber Rhena wartete mit fieberhafter Unruhe. Umsonst. Da wußte sie, daß ihr Verlobter sich schuldig fühle, daß er sie hintergangen habe. Diese Erkenntniß machte sie elend. Sie schämte sich, in Else's Augen zu blicken. Und gar, wenn sie an Arved dachte, glaubte sie vor Scham vergehen zu müssen. Nein, mit dieser fressenden Angst im Herzen konnte sie Bibrach's Gattin nicht werden! Erst klar sehen. Ohne Vertrauen kein Glück. So wie sie vor ihm ihr ganzes Leben ausgebreitet, so mußte sie auch das seine uneingeschränkt überschauen können.

Hätte sie nur das Wort nicht gehört: „Was ein Mann einmal geliebt hat, vergißt er nie wieder ganz."

Wie denn nun, wenn eine solche Neigung wieder erwachte? Oder gar nicht völlig erloschen gewesen war?

Diese Gedanken quälten sie ohne Unterlaß bei Tag und Nacht. Wie sollte sie auch vor ihnen Ruhe finden? Nur am Bette des Oheims hatte sie zuweilen darauf vergessen.

Der Arzt hatte heute von einer Besorgniß er=

regenden Abnahme der Kräfte gesprochen. In der That, die Züge des Grafen zeigten eine merkliche Veränderung. Sie wurden spitzer und länger, und schwarze Ringe legten sich immer tiefer um die einsinkenden Augen.

Seine über die Decke hingestreckten Hände bewegten sich nicht mehr, aber sein Geist arbeitete noch, das sah man. Er fühlte seinen Zustand. Und diese Erkenntniß vollendete die Qual seines ablaufenden Lebens.

Else, Rhena und der alte Friedrich wechselten miteinander jetzt regelmäßig am Bette des Sterbenden ab, während ein jüngerer Diener den Korridor nicht verließ, etwaige Aufträge entgegenzunehmen.

Augenblicklich saß die kleine Komtesse neben dem Grafen. Seine Lider öffneten sich schwer. Zugleich bewegte er die Lippen.

„Was willst Du, Onkel?" fragte Rhena, sich ihren aufreibenden Gedanken mit Gewalt entreißend. „Du hast einen Wunsch? Nein? Ja, doch! Sprich!"

Sie neigte das Haupt dicht zu seinem Munde.

Der kurze Wintertag ging draußen zur Neige. Die Dämmerung wollte hereinbrechen.

Rhena verstand seine gebrochenen Laute immer am besten, aber was der Kranke jetzt vor sich hin-

murmelte, blieb ihr unverständlich. Sie merkte nur, daß er dringend wünschte, verstanden zu werden.

„Willst Du etwas sagen?“ fragte sie, seine Stirn küssend. „Oder haben? Soll ich Dir etwas geben?“

Mit großer Mühe enträthselte sie ein Wort, welches vielleicht „Kasten“ heißen konnte.

„Kasten?“ rief sie lebhaft. „Welchen? Welchen Kasten meinst Du?“

Man sah, wie er gegen die Unbehilflichkeit seiner Zunge ankämpfte — mit aller Energie in dem Bewußtsein seiner Schuld ankämpfte.

„Silber?“ fragte Rhena zweifelnd. „Nicht, Silberkasten? Silber — silberbe — silberbeschlagener Kasten?“ rief sie aufathmend.

Sie hielt ihn umfaßt und drückte ihr reizendes Gesicht an seine Schläfe.

Er bejahte sichtlich erfreut.

„Wo ist er? Hier? Nein? Wo denn?“

Sie lauschte ihm jede Bewegung der Lippen ab, als er abermals zu sprechen begann.

„Noch einmal, Onkel! Essen? O, sei nicht ungeduldig!“ bat sie halb verzweifelnd bei ihrem Bemühen und drückte ihr Ohr willig an seine Lippen. „Ach, Else! Ja? Ist's das? In Else's Zimmer steht ein silberbeschlagener Kasten? Den willst Du haben?“

Er öffnete und schloß bejahend die Lider.

„Gewiß! Den sollst Du gleich haben!“

Sie sprang auf. Aber während sie ihm ermunternd zunickte, quoll ihr warmes Herz voll Mitgefühl über. Heute war es ein Jahr geworden, daß den Grafen der erste Nervenschlag traf, der ihn aus seiner geträumten Jugendkraft in das hoffnungslose Greisenthum schleuderte.

Zwei Thränen sanken aus ihren Augen auf seine Stirn. Dann huschte sie zur Thür hinaus auf den Gang, wo der wachthabende Diener auf und ab patrouillirte, nach Else's Wohnzimmer, demselben, welches ihre Tante Agathe einst bewohnt hatte.

Es war leer. Die junge Frau hatte es ersichtlich soeben erst verlassen und auch nur für Minuten. Der blaue Sammetvorhang nach der Kinderstube hing geschlossen nieder. Auch dahinter war es ganz still.

Rhena's Blicke, welche den Raum suchend durchmaßen, nahmen zuerst einen halb geöffneten Schreibtisch wahr, auf dessen ausgezogener Platte ein brauner Holzkasten mit reichem Silberbeschlag stand. Sein Deckel war zurückgeschlagen. Ersichtlich hatte die Gräfin sich eben jetzt erst mit seinem Inhalt beschäftigt.

Die kleine Komtesse, unschlüssig, was sie thun oder lassen sollte, trat dem Schreibtisch gleichwohl näher.

Jetzt stand sie dicht davor. Im Begriff, den Kasten zu schließen, um ihn fortzutragen, sah sie hinein — und taumelte gegen den Sessel.

Da lag obenauf eine vertrocknete gelbe Marschall Niel-Rose. O, Rhena würde sie unter Tausenden wieder erkannt haben an dem kleinen Schleifchen, mit welchem sie die Rose damals an ihrer Schulter befestigt hatte! Ihre Rose, die Alexander v. Bibrach an sich genommen haben wollte als ein theures Liebesunterpfand!

Wenn er sie darin getäuscht hatte, warum nicht auch in allem Anderen?

Sie riß, ohne zu wissen, was sie that, die todte Blume heraus — ein Papier haftete daran. Jetzt stieß sie einen erschreckten Schrei aus und schleuderte, als habe sie sich die Hand verbrannt, Rose und Papier in den Kasten zurück.

Sie hatte seine Handschrift erkannt, seinen Namen gelesen.

Nun begriff sie Else's spöttischen Hinweis auf die Treue ihres Verlobten.

Vergessen war Alles. Auch der Wunsch des Grafen. Sie wußte nur noch Eines: daß der Zufall, ob tückisch, ob gütig, ihre Frage beantwortet habe. Sie wußte nun auch, wen Alexander v. Bibrach vor

ihr geliebt hatte, und wie das Weib aussah, welches er wie sie an sein Herz gezogen. Es duldete sie nicht eine Sekunde länger in dem Gemach. Der Boden glühte unter ihren Füßen. Dabei schien es ihr, als solle die Decke auf sie herabstürzen.

Nur fort erst in die Einsamkeit! Aber in's Weite! Nur nicht im Zimmer ersticken müssen vor Scham und Weh!

Und ohne an etwas Anderes zu denken, als an die dämonische Schönheit der Frau, die ihren getäuschten Glauben innerlich verhöhnte, eilte Rhena die Stufen hinunter, in den Garten hinaus und auf die Straße, welche mitten durch den Park auf die Chaussee führte.

Wo war ihr Frohsinn geblieben? Wo ihr frischer Muth?

Darum also wollte der Freiherr sie nicht in Imhoff wissen, aus Furcht, sein Geheimniß verrathen zu sehen! Ach, wäre sie doch damals in Hessingen gestorben!

Dazwischen stürmten tausend andere Fragen auf sie ein.

Wann hatte Alexander v. Bibrach Else die Rose gegeben? An jenem Ballabend? So kannte er Else doch also schon, bevor sie nach Imhoff kam? Oder war sie

nur dorthin gegangen, weil sie den Oberst in der Nähe wußte? Dann war es ein verabredetes, abgekartetes Spiel, und indem er ihre Seele bethörte, setzte er mit Jener das alte Liebesspiel fort.

Logischen Gedanken oder Folgerungen nachzuhängen, war sie bei ihrem Gemüthszustande völlig unfähig.

Wiedersehen wollte sie Keinen, weder ihn, noch das verführerische Weib, vor der sie sich so tief gedemüthigt fühlte.

Erinnerte sie sich nicht eines leichten Zauderns, als Herr v. Bibrach ihre Frage beantwortete: „Wo haben Sie denn meine Rose hingethan?" — „In meiner Brieftasche habe ich sie für immer aufbewahrt." Abscheulich! Da hatte er gelogen! Der Abgott ihres Herzens feige gelogen!

Der Abendwind umjagte Rhena's Gestalt. Sie spürte es nicht. Die Luft war schneidend kalt, aber ihr Körper glühte. Sie fühlte nur, daß sie ihn verloren habe, ihn, den sie in ihrer Liebe so hoch über die Schwächen anderer Menschen gestellt, daß sie ihn in dieser Wandlung gar nicht wiedererkannte.

Der Luftzug ließ einen leisen Ton heranwehen wie von einem Glöckchen.

Was lag ihr noch am Leben! Der Graf starb.

Arved haßte sie, und er — Und eine Zuflucht mußte sie doch finden —

Der Glockenton kam immer näher, als wenn ein Schlitten von der Chaussee abgebogen wäre und durch den Park nach dem Schlosse führe.

Rhena stand erschreckt still. Soweit hatte sie sich allein in die graue Dämmerung hinausgewagt. Von den Aesten rieselte der Schnee lautlos auf ihre braunen Haare. Ein paar Krähen flogen darüber hinweg. Jetzt erkannte sie einen Schlitten, von zwei dampfenden Pferden gezogen.

Das mußte der Arzt sein. Wenn er sie hier fand, allein, verzweifelnd! — Sie trat unwillkürlich zurück bis hinter die Baumstämme.

Der Kutscher knallte ermunternd über den Rücken der Thiere hin, während der Insasse des Schlittens, fest in seinen dunkelgrauen Mantel gehüllt, gedankenvoll vor sich niedersah auf die flockenbestreute Decke, welche über seinen Knieen ausgebreitet lag.

Er hätte das junge Mädchen nicht bemerkt. Aber Rhena, ihn wie einen Geist anstarrend, schrie auf.

Beim Klang dieser Stimme fuhr er wie elektrisirt empor. Doch war er schon ein gutes Stück an Rhena vorbeigesaust, als er endlich Fassung genug gewann, den Befehl zum Halten zu geben.

„Helfen Sie mir aussteigen —“ sagte er mit nicht ganz sicherer Stimme.

Der Kutscher sprang ab und bot dem Fahrgast seine Schulter dar, auf welche sich derselbe mit der linken Hand lehnte, während er sich vorsichtig auf einen Stock stützte.

„Fahren Sie vorauf nach dem Schlosse.“

Er selbst wandte sich rückwärts.

Rhena erwartete ihn regungslos. Erst als er bis auf einige Schritte entfernt vor ihr stand, bekam sie die Sprache wieder.

„Arved!“ rief sie. „O Du, Arved!“

Er selbst war so bewegt und von traurigen und glücklichen Erinnerungen bestürmt, daß er ihr nur stumm die Hände entgegenstrecken konnte. Aber da war es ihm zuletzt, als sehe er Elli's liebliches Antlitz neben dem Rhena's. Er lächelte wie in alter Zeit.

„Laß ruhen!“

„Vergib mir doch!“ bat sie gepreßt. „Wie soll ich denn auch Deinen Haß noch ertragen!“

„Ich hasse Dich ja nicht,“ sagte er weich.

„Doch, doch! Ich fühle es!“ Ihre Lippen zuckten hastig. „Was hast Du gelitten!“

„Vorbei! Vorbei! — Ich bin jetzt da. Du hast mich gerufen.“

Sie sah ihm starr in's Gesicht. Wie verändert er war. Seelische und körperliche Schmerzen hatten ihre Runenzeichen auch in sein junges, frisches Antlitz gegraben.

Von ihrem Impulse gedrängt, drückte sie seine Hand an ihr Herz. „Vergib, ich weiß, Du meintest es treu mit mir!"

Er konnte den Schlag ihres Herzens fühlen, ohne jenes wonnige Entzücken zu spüren, welches ihn einst so beglückt.

„Laß sein, Rhena, wir sind und bleiben gute Freunde. Aber ganz gewiß! Ich komme hierher, Frieden zu machen. Mit Dir — mit Allen. Jawohl, Frieden!" schloß er fest.

„Frieden —" wiederholte sie leise.

Er deutete das Zittern ihrer Stimme falsch.

„Mit Allen! Habe nur Vertrauen zu mir."

Da er ihre Erregung lediglich der Angst um das Leben ihres Geliebten zuschrieb, brach er kurz ab.

„Ich danke Dir, Rhena, für das, was Du meinem Vater gewesen bist."

„Ach, wie hat er nach Dir verlangt!" rief sie, und damit fiel ihr plötzlich sein heißer Wunsch in Betreff des silberbeschlagenen Kastens ein, den sie unerfüllt gelassen.

„Komm!“ sagte sie heftig. „Ich bin ein elendes Geschöpf!“

Er betrachtete sie kopfschüttelnd. „Weshalb bist Du denn ohne Mantel und Hut? Du wirst Dich erkälten. Es ist doch kein Unglück passirt?“

Sie strich nervös ihr krauses Haar von der Stirn. „Komm doch nur — der Onkel ist sehr krank. Ich kann nicht einen Augenblick länger hier bleiben.“

Er war neben ihr fortgegangen. Plötzlich wandte er sich kurz zu ihr.

„Ist Dein Bräutigam schon in Imhoff?“

„Nein,“ murmelte sie mit überströmenden Augen. „Und er kommt auch nicht. Kannst Du nicht schneller gehen?“

„Nein!“ sagte er, ihre zitternde Hand in seinen Arm legend.

Sie wollte sich losreißen, aber er griff in seine Brusttasche und zog eine Photographie hervor. „Sieh, wer mich auf dieser ganzen Reise von Steinberg nach Hessingen und von Hessingen nach Imhoff begleitet hat!“

Rhena blickte ungeduldig auf das fremde Antlitz — dann überflammte es das ihre dunkelroth. „Wer —?“

„Rathe!“ lächelte er. „Diese Lippen haben mir aufgetragen, Dich um etwas schwesterliche Liebe zu bitten. Wie ist's?“

„Arved —“ stammelte sie, jetzt völlig fassungslos.

„Wenn Du mir versprechen willst,“ fuhr er halb scherzend fort, „meine süße Elli herzlich willkommen zu heißen unter den Imhoffs, so ist Alles vergessen — Alles vergeben, Alles, Rhena!“

„O, Arved!“ sagte sie tief bewegt, ihre Wange an seinen Arm drückend.

„Na, dann ist ja Alles in Ordnung,“ sagte er, das Bild wieder einsteckend. „Wie gut, daß wir uns hier trafen! Bist Du froh? Du hast nun eine Schwester und einen Bruder — und einen Gatten.“

Sie zuckte zusammen, so weh that ihr das Wort.

„Was hast Du?“ fragte er erschreckt.

„Nichts! Aber frage nicht. Frage nie, wenn Du mich lieb hast. Fühle, mir brennt der Kopf und sonst bin ich wie abgestorben. Ich kann auch nicht mit Dir zum Onkel gehen. Später —“

Sie waren in der Schloßhalle angelangt.

Arved begann langsam die Treppen hinauf zu steigen, während Rhena sich von seinem Arm losriß und ihm voran die Stufen empor über den Korridor in ihr Zimmer stürzte.

Elftes Kapitel.

Die Gräfin Else Imhoff war wenige Sekunden später, als Rhena in's Freie geeilt war, in ihr Gemach zurückgekehrt.

Der Diener, welcher jetzt nie den Gang verließ, hatte ihr augenblicklich gemeldet, daß der Graf sich allein befände, indem die Komtesse den Weg nach dem Garten genommen habe.

Sofort begab sich die junge Frau selbst in das Krankenzimmer, nachdem sie ihren Sohn, der jetzt schon kräftig auf dem Arm seiner Amme strampelte, gesehen und geküßt hatte.

Seit der Kleine sich mehr und mehr entwickelte und große Zärtlichkeit für ihre Person an den Tag legte, liebte Else ihn. Zunächst als ein angenehmes Spielzeug in den unendlich langen einsamen Stunden, zu welchen sie vorläufig noch verdammt war.

Später erwachten zärtlichere Gefühle, Muttergefühle, die einzig reine Empfindung, welche ihr Herz je bewegt hatte. Sie nahm die Erfüllung seiner Bedürfnisse ebenso gern hin, wie die Merkmale seines lieblichen Frohsinns. Sie ward stolz auf den Knaben, der ihr nebenbei eine so glänzende Existenz verbürgte, wie sie solche früher nie geträumt hatte. Eifersüchtig

wachte sie deshalb Tag und Nacht über seinem Wohl. Ja, ihre Liebe wuchs in dem Maße zur Leidenschaft für das Kind, als dessen Vater dieses Vorhandensein eines zweiten Sohnes immer deutlicher als ein tiefes Unglück, ja, als eine Strafe empfand. Das empörte ihren Mutterstolz, und sie bemühte sich, diesen Mangel durch verdoppelte Zärtlichkeit an dem schuldlosen Knaben gut zu machen.

Else hatte die letzten Tage in immer wachsender Spannung verlebt, ohne einen eigentlichen Grund dafür angeben zu können. Sie wußte selbst nicht, worauf sie lauschte, was sie erwartete — aber wie sie jetzt das Zimmer ihres Gatten betrat, kam wieder diese lästige, brennende Unruhe über sie.

Mitgefühl für den jammervollen Zustand des Sterbenden war nicht darein gemischt. Sie verglich mit forschender Kaltblütigkeit den Fortschritt der Auflösung mit dem des vergangenen Tages. Achtundvierzig Stunden höchstens hatte der Arzt ihm noch gegeben. Höchstens! Dann endlich fiel der Stein von ihrer Seele ab. Wem war denn dieses elende Dasein noch nütze? Dem Kranken doch nicht etwa? Ihr und ihrem Sohne konnte es nur schaden. Jede Stunde konnte ihnen Beiden schaden.

Sie trat an's Bett. Der Graf regte sich nicht.

Er wartete noch immer auf Rhena und die Erfüllung seines Wunsches.

Else's Gegenwart beachtete er nicht. Er öffnete nicht einmal die Augen, als sie sich forschend über ihn neigte.

Sie ging zum Fenster und schlug die Vorhänge auseinander. Der Mond stand so farblos am Himmel wie ein bleichsüchtiges Gesicht, ohne eine Spur von Glanz.

Sie dachte an Rhena, und ein schadenfrohes, bitteres Lächeln umspielte ihre Lippen. Ja wohl, ein solcher Verdacht ist wie ein fressendes Gift im Körper. Er zersetzt das reine Blut — das reine Glück. Sie dachte auch an den Freiherrn, wie er ohnmächtig gegen ihre Rache ankämpfte.

In diesem Augenblick glaubte sie das Läuten eines Schlittens zu vernehmen. Ein eigenthümlich lähmender Schauer durchfuhr sie.

Sie überwand ihn willenskräftig und riß die Thür nach dem Korridor auf.

„Wer ist gekommen? Sehen Sie nach!"

Als sie zurücktrat, bemerkte sie, daß der Graf seine Augen weit geöffnet hatte, und daß sie, vor Erwartung glänzend, nach der Thür starrten. Da hatte sie ein Gefühl, als ob ihr Schicksal vor ihr stände.

Sie wankte mit verhaltenem Athem davor zurück bis an das Lager ihres Gatten. Der Gedanke an ihr Kind sprang ihr wie ein elektrischer Funken jäh in's Gehirn.

Eilige Schritte auf dem Gange. Der Diener öffnete halb die Thür.

„Der junge Herr Graf sind angekommen und werden gleich hier sein.“

Damit verschwand er.

Die Gehörnerven des Kranken hatte diese halbgeflüsterten Worte aufgefangen und verstanden. Ein Freudenschauer rüttelte seine Kräfte gewaltsam empor.

Wie ein schriller Hilfeschrei überdrang es seine Lippen. „Mein Sohn! Mein Sohn!“

Es war ein erschütternder Ton, welcher der jungen Frau einen mit Grauen und Wuth untermischten Schreck einjagte.

Sie verlor für Augenblicke den Boden unter den Füßen.

Mit blitzartiger Schnelligkeit riß sie ihre Hand vom Herzen fort und preßte sie, weitere Kundgebungen zu verhindern, auf den Mund ihres Gatten.

Die That sollte zunächst nur verzögern, Zeit geben, sie geschah halb und halb unbewußt. Aber der entfesselte Ingrimm durchzuckte auch die weiße Hand der

jungen Frau dämonisch, daß sie ihre Finger gewaltsam, immer fester auf Lippen und Nase des unglücklichen Mannes preßte, während sie in fieberhafter Spannung in die Ferne lauschte.

Plötzlich brachte eine Bewegung ihres Opfers sie zur Wirklichkeit oder zur klaren Besinnung zurück.

Es war eine kurze, aber furchtbare Bewegung. Der Körper des Grafen streckte sich lang aus — —

Sie wich zurück. Ihre Hand sank herab. Sie beugte sich über ihn. Kein Athemzug mehr!

Da rief eine gellende Stimme in ihr: „Mörderin!" Sie sah sich mit dem alten, scheuen Blinzeln nach allen Seiten um.

Die innere Stimme ertönte wieder: „Gattenmörderin!"

Sie fuhr wie eine Trunkene auf. Kam Jemand? Nein! Noch nicht.

Was war denn geschehen? Er lag ja im Sterben. Der Arzt hatte ihm nur noch ein paar Stunden gegeben. Nun war der Fall eben etwas früher eingetreten. Wo war da ein Mord?

Sie raffte sich energisch auf. Die Frucht mußte wenigstens reifen.

Sie eilte in den Salon, durch diesen und den angrenzenden Speisesaal in ihr Wohnzimmer.

Als sie zurückkehrte, schlug ihre Brust vom raschen Lauf. Ein Griff, und das versiegelte Schreiben fiel aus ihrer Hand in ein Fach des Schreibtisches.

Aber da faßte sie das Grauen vor sich selber und dem Todten mit doppelter Kraft.

Sie öffnete hastig die Thür und in den Korridor hinausstürzend, rief sie unter einem abermaligen Schauder: „Zum Arzt! Ihre unvorsichtige Botschaft hat dem Grafen, wie es scheint, das Leben gekostet. Wo ist Graf Arved? Ich muß ihn sofort sehen und sprechen!“

Sie überließ sich ganz ihrem Instinkt. Auch darin lag Berechnung. Heuchelei war diesmal unangebracht. Je mehr sie ihre fassungslose Haltung, ihre Kopflosigkeit vorwalten ließ, je mehr war jeder Verdacht entkräftet — der Verdacht, welchen sie als Strafe ihrer Schuld bei Jedem voraussetzen mußte.

In diesem Augenblick vernahm man das Geräusch nahender Schritte von der Treppe her. Arved kam.

Eine unzerlegbare Mischung von Entsetzen und Triumph, Haß und Furcht durchbrauste das Gehirn der jungen Frau. Indem sie glaubte frei aufathmen zu können, legte sich das Geschehene wie eine Centnerlast auf ihre Seele. Und umgekehrt wandelte sich diese Bürde im Hinblick auf das, was sie erreicht hatte, in ein schadenfrohes Sicherheitsgefühl.

So stand sie vor Arved. So fand er sie neben der Wand lehnend, während der Lakai, von dem ihm zur Last gelegten Vorfall bis zum Tode erschreckt, ohne Gruß an ihm vorüberstürmte in die untere Halle.

Arved's Widerwille gegen die Zerstörerin seines Familienglückes hatte nichts von ihrer Stärke eingebüßt. Aber die befremdende Erregung, in welcher Else sich befand, machte ihn stutzig, beängstigte ihn.

„Ich will —“

Sie fiel ihm hastig in die Rede. „Gehen Sie — oder nein — Ihr Vater —“

Er erschrak. „Was ist mit ihm?“

Das Wort wollte ersichtlich nicht über ihre Zunge dringen. „Ist — die plötzliche Freude — die gewaltsame Erregung —“

Er faßte ihren Arm unsanft. „Wollen Sie damit sagen —“

„Nichts! — Ich weiß nicht. — Ein Schrei —“

„Eine Ohnmacht!“ unterbrach er sie, ihren Arm frei gebend.

Aus dem Kinderzimmer drang ein lautes Aufjauchzen des Kleinen.

Dieser Laut riß Beide auseinander. Er gab der jungen Frau das Bewußtsein ihres Sieges zurück

und trieb den Grafen in unüberwindlicher Abneigung gegen Mutter und Kind in das Zimmer seines Vaters.

Er öffnete die Thür.

Das Gemach war jetzt fast völlig dunkel. Nur der durch die zurückgezogenen Vorhänge frei eindringende Mondglanz verbreitete sein geheimnißvolles Licht. Es fiel auch beleuchtend über die Züge des Todten.

Bei diesem Anblick stockte Arved's Fuß.

Er näherte sich zögernd, ohne Groll, von seinem Mitgefühl getrieben, und erfaßte die erkaltende Hand seines Vaters.

Da wußte er, daß jedes Hoffen Thorheit sei.

Lange stand er, von Rückerinnerungen bewegt, neben dem Sterbelager und blickte in die noch halbgeöffneten, gebrochenen Augen, die nicht mehr Zeugen seiner Versöhnlichkeit sein durften.

Die Thür zum Arbeitszimmer war offen geblieben, wie Else sie bei ihrer fliegenden Rückkehr gelassen hatte. Auch da hinein floß das geisterhafte Mondlicht und erhellte die Stelle neben dem Schreibtisch, wo damals der Streit zwischen Vater und Sohn ausgefochten ward — jene Stelle, wo der verstorbene Graf sein unväterliches „Hinaus!“ gerufen hatte.

Die Augen des jungen Mannes feuchteten sich. Er drückte die starre Hand fester.

Vergessen, vergeben! Sie hatten Beide gelitten. Die Jugend hatte gesiegt, das Alter mußte unterliegen.

Er öffnete ein Fenster und blickte in die Winternacht hinaus. Die Sterne begannen zu funkeln. Die Milchstraße zog sich wie ein lichter Bogen am Himmelsgewölbe hin. Vielleicht schaute Elli gerade auch in diesem Augenblick liebesfroh zu diesen glitzernden Punkten empor und träumte im Mondlicht von künftigen Stunden des Glückes.

Arved's Seele weitete sich in diesem Gedanken. Er fühlte, daß die Stürme mit ihrem leidenschaftlichen Weh in seiner Brust ausgetobt hatten, daß er selbst mit seinem Mißgeschick versöhnt war. Gegen den Besitz von Imhoff konnte er die einst so heiß geliebte Soldatenlaufbahn freudig auswechseln; brauchte nicht mehr, abhängig von der Leistungsfähigkeit seiner Glieder, die Wochen und Monate ungeduldig an sich vorüber wünschen.

Er wandte sich zurück und drückte dem Todten liebevoll die Augen zu. — —

In den nächsten Tagen, obschon vollauf beschäftigt mit den Vorbereitungen zur Beerdigungsfeier seines Vaters, fand er dennoch Zeit, Rhena's unbegreifliche Haltung zu beobachten.

Nachdem die kleine Komtesse an der Leiche ihres

Oheims, von Selbstvorwürfen gequält, einen Strom von Thränen vergossen hatte, hüllte sie sich von Neuem in undurchdringliche Schweigsamkeit. In einem günstigen Augenblick faßte Arved brüderlich herzlich ihre Hände und bat sie, ihren Kummer ihm doch anzuvertrauen. Ob sie das Schweigen des Freiherrn ängstige? Ob sie um seine Gesundheit besorgt sei? Ob sie wünsche, daß er Nachricht über ihn einziehe? Ob sie sich nicht freue, seine Braut und deren Eltern kennen zu lernen, welche alle Drei zur Beisetzung in Imhoff eintreffen wollten?

„Ja!" sagte sie auf die letzte Frage. Aber sie sah ihm dabei nicht klar in's Auge wie sonst. Manchmal schien es, als nähme sie einen Ansatz, ihr Herz zu erleichtern. Aber mitten im Vorhaben ließen Stolz und Scham gerade vor diesem Mann sie schweigen.

Nur einmal fragte sie hastig. „Und Tante Agathe?"

„Sie will vorläufig von dieser Nichte nichts wissen, obwohl sie deren Verdienste um meine Person schätzt und anerkennt," sagte der Graf mit lächelndem Ernst. „Jedoch hoffe ich mit Hilfe der Zeit und mit dem Beistande meiner vortrefflichen Elli ihren Widerstand zu besiegen."

Rhena nickte. „Ob Du nicht der Beste unter uns Allen bist!"

„Mit Ausnahme eines Einzigen," flüsterte er, ihr reizendes Gesicht erhebend. „Nicht so?"

Da war sie fortgeeilt. Er wußte nicht mehr als zuvor.

Else hielt sich für Jedermann unsichtbar in ihren Gemächern. Man hätte nach den Berichten der Amme denken können, daß der Gram um den jähen Verlust ihres Gatten sie niederbeuge. Die Gräfin wanderte in der That die halben Nächte schlaflos umher, während sie am Tage ihren Sohn kaum von den Armen ließ.

Ja, Winternächte sind sehr lang, besonders wenn das Gewissen die Zeiger der Uhr anzuhalten scheint.

Wie lange war es denn her, daß sie gesagt hatte: „Eines muß er thun. Zur Zeit sterben!"

Nun gut, das hatte er gethan. Ein besserer Augenblick konnte hierzu gar nicht gewählt werden als der, wo der Sohn bereits auf der Schwelle stand.

Wie konnte denn ein leichter Händedruck so schwere Bedenken erregen! Ein so elendes, aussichtsloses Hinsterben! Kein Mensch hätte auch nur die leiseste Hoffnung daran gewagt. Vielleicht hatte sie sogar einem härteren Todeskampf barmherzig vorgebeugt. Und wer hegte denn Mißtrauen? Niemand. Selbst nicht der alte Schleicher Friedrich, welcher nicht eine Stunde von der Leiche seines Herrn wich.

War diese nur erst in dem Grabgewölbe beigesetzt, mußte sich ihre alberne Scheu von selbst geben.

Und dann — dann fiel ihr die süße Frucht des Erfolges für alle Zeiten in den Schoß! —

In dem großen Salon des Schlosses, mitten unter dem schwarzumflorten Kronleuchter, von hochstämmigen Pflanzen und Leuchtern umgeben, stand der Metallsarg des Grafen aufgebahrt. Alle Möbel des Zimmers waren entfernt, alle Bilder von den Wänden. Diese selbst bedeckte schwarzes Tuch. Ein starker Duft von Blumenspenden erfüllte den hohen Raum.

Ehe der Sarg am Morgen geschlossen ward, hatte die Gräfin mit großer Energie ihr Widerstreben bemeistert und anstandshalber einen letzten Blick auf die unveränderten Züge des Todten geworfen.

Es hatte sie dabei häßlich durchschauert, aber sie mußte sich zusammennehmen. Arved war zu ihr getreten, ihr mit kurzen Worten die baldige Ankunft der Familie Wenzelin anzuzeigen.

Sie neigte einverstanden das Haupt. Mochten sie doch kommen oder nicht kommen. Die Gewißheit war ihr gesichert, die ganze verhaßte Sippe aus dem Hause zu weisen — auf Nimmerwiedersehen.

Gegen zehn Uhr rollte ein Wagen vor das Portal. Arved stand bereits wartend in der Halle.

Elli's liebliches Gesicht, vom schwarzen Kreppcut umschlossen, ward hinter den Scheiben sichtbar.

Mit einem Ruf der Freude schloß der Graf seine Verlobte in die Arme, noch bevor diese den Boden betreten hatte. Dann hob er sie aus den Kissen und führte sie die Stufen zum oberen Stockwerk empor. Dabei flüsterte er ihr in's Ohr: „Meine süße Herrin von Imhoff!“

Sie wagte kaum aufzusehen. Kam es ihr doch wie ein schönes Märchen vor, in diesem herrlichen Besitzthum ihr ganzes Leben mit dem Geliebten gemeinsam verbringen zu dürfen.

Am Treppengeländer lehnte Rhena.

Sie wollte Arved's Wunsch entsprechen, weil sonst Niemand da war, der sein Glück willkommen hieß.

Und also streckte sie dem schüchternen Mädchen schwesterlich beide Arme entgegen.

„Sei willkommen!“ Und sie küßte die in Verlegenheit und Freude Tieferröthende auf Wange und Mund.

— — — — — — — — — — —

Um drei Uhr öffneten sich beide Flügel des Portals weit. Die Dienerschaft des Hauses erwartete drunten die Anfahrt der Trauergäste.

Das Hinscheiden des Grafen hatte Alle, welche

seine zweite Ehe verletzt, für diesen Tag versöhnlich gestimmt. Nur Wenige fehlten in dem weiten Kreise seiner einstigen Freunde und Bekannten. Auch das Husarenregiment in Leuchingen hatte eine Abordnung entsendet.

Und jetzt rollte Wagen um Wagen in schneller Folge vor. Ueber die schwarzbelegten Stufen schritten Vertreter aller Stände, denen der Verstorbene im Leben näher gestanden hatte. Auch einzelne Trauerschleppen rauschten den Korridor hinauf nach dem Salon.

Dort, vor dem von Palmen, Blumen und Schleifen überlasteten Sarge, nahm Arved, zwischen Rhena und Elli stehend, die üblichen Beileidsbezeugungen entgegen.

Die Wittwe war noch nicht sichtbar, und Gräfin Agathe, in ihrem Zorn verharrend, hatte ihre Abwesenheit mit Gründen körperlichen Mißbefindens brieflich entschuldigt.

Die Bewegung an der Eingangsthür dauerte noch fort, als vom Kirchthurm die Glocken zu läuten begannen.

Zugleich mit dem ersten Ton erschien eine hohe Männergestalt in Kürassieruniform auf der Schwelle.

In demselben Augenblick breitete Arved seine

Arme aus. Rhena schwankte und wäre zu Boden gefallen, hätte er sie nicht aufgehalten.

In der Thür stand Oberst v. Bibrach.

Er übersah schnell, was am Sarge vorging. Nur die Gegenwart des fremden lieblichen Mädchens an Arved's Seite verstand er nicht so schnell. Die neugierigen Gesichter Derer, welchen jetzt sein Verhältniß zu Rhena, Arved's einstiger Braut, bekannt war, nicht achtend, schritt Herr v. Bibrach in die vordere Reihe der Leidtragenden, einen festen, vorwurfsvollen Blick auf Rhena heftend.

Sie hatte sich wieder aufgerichtet. Aber ihre dunklen Augen blieben zu Boden gesenkt. Und nun, da Alles versammelt war, trat der Geistliche ein.

Mit ihm die Gräfin Imhoff.

Mochte der Zweck, der die Versammelten hergeführt hatte, noch so ernste Bedeutung haben, es gab in diesem Augenblick, Arved und den Freiherrn ausgenommen, kein Männerauge, das nicht bewundernd an der Erscheinung dieser Frau gehaftet hätte.

In dem enganschließenden schwarzen Gewande, das mit außerordentlicher Berechnung ihre herrliche Gestalt zur Geltung brachte, in der Wittwenhaube, welche das verführerische Oval ihres Gesichtes blendend hervorhob, sah Else so wunderbar schön aus, daß die

Handlungsweise des verstorbenen Grafen dadurch einigermaßen begreiflich ward.

Auch Rhena fühlte die sieghafte Gewalt solcher Schönheit mit einem heißen Stich im Herzen. Sie schloß völlig die Augen.

Als der Geistliche zu sprechen begann, entging es Keinem, daß die Gräfin ein paarmal tief Athem holte, als überwältige es sie, die Eigenschaften ihres Gatten rühmen zu hören.

Allerdings, aus den weißen Rosen und grünen Palmen sprachen noch andere Stimmen zu ihr, die Niemand hörte und verstand als sie. Und diese erst flüsternden Stimmen wuchsen immer lauter an, bis sie zuletzt selbst die Glockentöne verschlangen: „Mörderin!"

Wäre doch nur endlich diese unnöthige Qual zu Ende! Sie hätte dem Sprecher zornig die Rede abschneiden mögen. Albernes Gefasel! Gut für sentimentale Kinder! Was Tugend! Was Verdienst! Jetzt hieß es standhaft sein.

„So fand der nun Verewigte nach langem, schwerem Leid ein schnelles, sanftes Ende —"

Else hatte bei diesen Worten ein Gefühl, als bohrten sich sämmtliche Augen mit hämischem Lächeln in ihr Angesicht. Sie mußte sich prüfend umblicken und hätte es ihr Leben gegolten.

Da traf ihr Blick den Freiherrn. Weg war alle Furcht! Die Schadenfreude siegte.

Der Sarg ward aufgehoben. Sie dachte nicht mehr an den Todten, desto mehr an den Lebenden. Aber jetzt, wo die Reihen sich ordneten, hinter den Trägern her den breiten, hartgefrorenen Steig hinabzugehen zu der von Cypressen umstandenen Familiengruft, jetzt zeigte sich vor der Oeffentlichkeit, welche Stellung die verwittwete Gräfin unter den Imhoffs einnahm.

Sie stand allein. Arved betrachtete sie als nicht vorhanden, und der Freiherr v. Bibrach bot mit absichtlicher Umgehung ihrer Person Rhena seinen Arm. Aber eine Frau wie diese ließ sich auf solche Weise nicht demüthigen, obwohl ihr das Blut vor Ingrimm schmerzhaft in den Schläfen zu pochen begann.

Sie faßte sich schnell und nicht ohne Würde, neigte grüßend das Haupt, als fehle es ihr an Kraft, dem letzten traurigen Akt beizuwohnen, und verließ, als der Sarg eben die Thür passirte, den Saal.

Hinter Arved schritt der Freiherr mit Rhena. Als er ihre Hand ergriff, fühlte er, daß sie zitterte. Sie gingen nebeneinander, ohne sich ein Wort des Glückes, der Liebe zuzuflüstern.

Rhena bezwang kaum den Wunsch, sich von der Seite des Geliebten jener Frau loszureißen.

Er fühlte es mit dem Instinkt der Zuneigung. Es entrüstete ihn und that ihm doch unbeschreiblich weh. Aber das fremde Etwas zwischen ihnen blieb deshalb doch bestehen.

Graf Hugo v. Imhoff ruhte jetzt bei seinen Vorfahren neben seiner ersten Gemahlin. Die kalten Wintersonnenstrahlen hatten ihm auf seinem letzten Gange freundlich das Geleite gegeben. Nun erst, wo die eiserne Thür der Gruft hinter ihm verschlossen ward, umhüllte ihn das schweigende Dunkel des Todes.

Eine Zeitlang währte noch die Unruhe des Abschiednehmens im Schlosse; dann ward es still darin.

Arved hatte bereits auf dem Heimwege die ihm bevorstehende Begrüßung mit dem Obersten in gewissenhafte Erwägung gezogen.

Seine Eigenschaft als Hausherr, mehr noch die als glücklicher Bräutigam bestimmte zwar im Voraus seine Haltung, aber Rhena's unbegreiflicher Kummer ließ keine rechte friedfertige Stimmung aufkommen.

So bot er allerdings, als sie sich im Arbeitszimmer des Grafen gegenübertraten, dem Freiherrn

die Hand zum Gruß, ohne die Vergangenheit mit einem Worte zu erwähnen, aber er setzte auch nicht hinzu, daß er sich freue, ihn, den er einst als Mensch und Vorgesetzten so hoch geschätzt hatte, in Imhoff zu sehen.

Der Oberst, welchem es unverständlich erschien, daß ein Mann Rhena's Besitz so schnell und ganz verschmerzen konnte, sprach seinen Glückwunsch in kurzen Worten aus, indem er bat, seinen Aufenthalt in Imhoff um eine Stunde oder zwei verlängern zu dürfen.

„Durchaus nach Ihrem Belieben, Herr Oberst," sagte Arved höflich. „Ich könnte mir den Fall denken, wo Ihr längeres Verweilen unter uns keiner Frage bedürfte."

Herr v. Bibrach runzelte leicht die Stirn. „Vorderhand müßte ich in jedem Falle dem Gebot der Pflicht Folge leisten. Mein Urlaub dauert nur bis übermorgen Mittag, wo ich mich bereits in meiner neuen Garnison anmelden muß."

„Sie sind von Ihrem Kommando in Hessingen abgelöst?" fragte Arved schneller.

„Ja. Auf meinen Antrag. Ich übernehme ein Kürassierregiment."

Der Oberst schien fortfahren zu wollen, unter-

brach sich aber, indem er einige bedauernde Worte über den Eisenbahnunfall äußerte.

„Ich sagte dem Soldatenleben damit allerdings Valet, Herr Oberst. Für die Obliegenheiten eines Gutsherrn reichen meine Glieder aus."

Herr v. Vibrach nickte. Er dachte an die Stunde, wo er vor nunmehr anderthalb Jahren zuletzt in Imhoff geweilt hatte, und eine tiefe Wehmuth übermannte ihn, wenn er die damaligen Verhältnisse mit den jetzigen verglich. Sein Blick durchforschte das Gemach. Rhena war nicht anwesend.

Er ging hinaus und fragte, wo sie sich augenblicklich befände.

Der alte Friedrich geleitete ihn den Gang vollends hinunter.

„Wo der Herr Oberst selbst einmal wohnten."

Er klopfte leise an.

Rhena, welche Elli Wenzelin erwartet hatte, rief: „Herein!" Als sie die Gestalt des Freiherrn sah, stieß sie einen erstickten Schrei aus und machte Miene, an ihm vorüber zu stürzen.

Er fing sie auf und hielt sie einen Augenblick, da sie wie betäubt schien, an seine Brust gepreßt.

Sie riß sich los.

Dennoch behielt er ihre Hand in der seinen.

„Was habe ich Dir denn zu Leid gethan?“ fragte er, ihre bleichen Wangen mitleidig betrachtend.

Aber sie fiel schnell mit bebender Stimme ein: „Ich fragte Dich, Du antwortetest nicht.“

„Ich bin hier — bin deshalb hier!“

Sie lachte. Es war etwas Fremdes in ihr, dem er gleich anfangs fremd gegenüber stand. „Ich habe gewartet. Laß meine Hand los!“

Sie entzog sie ihm gewaltsam.

„Rhena, Rhena!“ sagte er tief verletzt. „Du weißt nicht, was Du thust.“

Dieser Vorwurf schnitt ihr in's Herz. Aber Else's dämonische Schönheit gaukelte vor ihren Augen. Noch jetzt gestand er die Wahrheit nicht freiwillig. Sie rang zwei- und dreimal mit den Worten, bis sie endlich hervorstieß: „Du warst Else Wilkens' Geliebter!“

Er hatte des Oefteren die Ueberzeugung gehegt, daß Else's Rachsucht selbst vor einer unrühmlichen Selbstbeschuldigung nicht zurückschrecken werde. Aber diese laute Anklage überraschte ihn doch so sehr, daß er, auf das Empfindlichste berührt, sich einen Moment abwandte.

„Dieses Weibes!“ flüsterte sie, ihre Hände ineinander ringend. „Und mir sagtest Du, ich sei Deine erste, Deine einzige Liebe. Das war eine Lüge!“

„Das war es nicht!“ unterbrach er sie sehr ernst.

„Du leugnest jetzt noch? Jetzt?“ rief sie bebend vor Erregung, welche nothwendig der voraufgegangenen unnatürlichen Verschlossenheit folgen mußte.

„Ich habe sie nicht geliebt! Du irrst —“

„Und meine Rose?“ unterbrach sie ihn heftig, fast mißächtlich. „Meine Rose, die Du in Deiner Brieftasche für immer aufgehoben haben wolltest? Sie ist in ihrem Besitze!“

Er biß sich auf die Lippen. „Du hast Recht. In diesem einen Punkte war ich nicht aufrichtig. Ich hatte die Blume verloren und hoffte, sie am andern Morgen dort wiederzufinden, wo Else Wilkens sie leider vor mir gefunden hat.“

„Dort? Wo dort?“ Sie starrte ihn mit ihren dunklen Augen an, als wolle sie versteinern an seinem Anblick. „So warst Du etwa dort mit ihr zusammen? — Jawohl!“ rief sie plötzlich, wie erwachend, aus. „Wir suchten Dich an jenem Abend. Du warst nicht zu finden. Und als Du kamst, fehlte die Rose an Deiner Brust. Auch Else Wilkens war spät im Garten gewesen. Ich erinnere mich plötzlich genau. Tante Agathe schalt sie ja deshalb! — Allgütiger —“ Sie drückte ihre Hände gegen das erglühende Antlitz. „Und an jenem Abend —“

Er hatte in machtloser Unruhe das Zimmer durchmessen. Dieses elende, verleumderische Weib! Nun hatte sie doch den Sieg gewonnen. „Wir kämpfen jetzt, ein Jeder mit seinen Waffen. Es kommt darauf an, wer die seinen am besten zu führen weiß!“

„Rhena!“ bat er mit so tiefer Bewegung, daß sie unwillkürlich zusammenzuckte. „Was Du sagst, ist an sich wahr. Das heißt, die Thatsachen sind es. Nur die Beweggründe sind ganz andere.“

„Und Dein Brief?“ murmelte sie.

Er ballte unwillkürlich die Hand. „Hast Du ihn gelesen?“

„Nein!“

„So lies ihn. Oder nein,“ unterbrach er sich heftig, „lies ihn nicht. Das wäre das Letzte, was ich wünschte. Kannst Du denn gar nicht mehr an mich glauben? Mir nicht mehr vertrauen, wie einst? Sieh, unserem schönen, reinen Glück, das wir uns so schwer, mit so vielen Opfern gewannen, hat diese Stunde schon eine tiefe Wunde geschlagen. Du fühlst es ja selbst. Die Freudigkeit der gebenden Liebe ist dahin. Solche trügerischen Dinge hättest Du mit Abscheu von Dir weisen müssen — nicht in Dich aufnehmen. Schlimm, sehr schlimm, daß Du es nicht gethan hast!“

Er verließ sie und ging abermals schweren Schrittes

im Gemach auf und nieder. Das Gehörte lag wie Blei auf ihm. Er war nicht mehr jung genug, es leichthin von sich abzuschütteln. Und er begriff zum Voraus, daß solche Erörterungen in der Ehe nachhallten, nachhallen mußten, ohne daß der Eine oder der Andere es wissentlich beabsichtigte.

Die schöne Blüthe, der Duft gläubigen Vertrauens war dahin. Beides konnte wieder kommen bei lang anhaltender gewissenhafter Pflege — aber der erste holde Reiz blieb deshalb doch zerstört.

Und zu einer solchen Pflege gehörte neben dem guten Willen von Seiten der Frau auch gereifte Einsicht. Rhena aber war ein urtheilsloses, heißes, impulsives Kind. Die Prinzessin mit ihren geläuterten Anschauungen wäre im Stande gewesen, solche Schäden auszuheilen. Rhena nicht.

Und doch wallte das Herz des Freiherrn in unbezwinglicher Liebe für das süße, bethörte Geschöpf über. Er eilte auf sie zu und breitete seine Arme aus.

„Komm! Vergiß! Laß Alles vergessen sein! Ich nehme Dich mit mir. Gleich. Bei mir bist Du allein bewahrt und behütet. Von nun an, das schwöre ich Dir, sollst Du nie wieder die Tücke der Welt erfahren. Komm mit mir!“

Ihre sprühende Phantasie, Tag und Nacht aus-

schließlich mit einem Bilde, einer Vorstellung beschäftigt, ließ sich auch jetzt, in dieser Minute, davon völlig beherrschen.

Sie eilte auf den Freiherrn zu. „Schwöre mir: Hast Du Else Wilkens nie an Dein Herz gezogen? Sie nie in Liebe geküßt? Das allein will ich wissen. Alles Andere beruht darin. Wenn Du mir jetzt Dein Ehrenwort gibst —"

„Laß diese Fragen!" rief er in herrischem Tone. „Ich beantworte sie nicht!"

„So hast Du —" Die Stimme versagte ihr vor Leidenschaft.

Er drückte ihre Rechte mit fast schmerzhafter Gewalt. Endlich beugte er sich tief zu ihr nieder und flüsterte heftig: „Werde mein Weib — und Du wirst mich verstehen!"

Sie befreite sich mit verzweifelter Kraft. „So nie!"

Und sie stürzte aus der Thür.

Er hörte ihren leichten Schritt draußen verhallen. Da faßte ihn eine namenlose Wuth gegen seine eigene Schwäche, mit der er sich einmal von fremder Leidenschaft hatte hinreißen lassen, die ihm jetzt sein ferneres Lebensglück kostete. Eine namenlose Wuth auch gegen die Rachsucht Derer, welche über ihn triumphirte. Triumphirte, wo er Alles beklagte.

Er hätte sie jetzt nicht sehen können. Jede Fiber in ihm empörte sich dagegen, selbst wenn jeder Versuch hierzu nicht Rhena's irrige Meinung noch bestärken mußte.

Von Sekunde zu Sekunde, welche er noch grübelnd in dem unerleuchteten Gemach zubrachte, sah er die Kluft zwischen Rhena und sich weiter auseinander klaffen, ohne ein Mittel zu finden, sie auch nur zu überbrücken.

Einen Augenblick dachte er an Arved's Vermittelung. Aber es verletzte seinen ritterlichen Sinn auf das Tiefste, dem Sohne des Grafen davon zu sprechen, ebenso dem einstigen Verlobten Rhena's.

Der Freiherr ging in das Arbeitszimmer zurück, wo er Arved in Gesellschaft seiner Braut und deren Eltern noch vorfand.

Ohne die gepflogene Unterredung mit Rhena auch nur zu erwähnen, verabschiedete sich der Oberst in kurzer, förmlicher Weise, während das Anspannen seines Wagens draußen besorgt ward. Er trat dann auf den Gang hinaus und verließ, von dem jungen Grafen mit kühler Höflichkeit bis zur Treppe geleitet, Schloß Imhoff.

An der Biegung des Weges, wo dem Kommenden sonst das stolze Gebäude gastlich durch die Baumstämme

entgegenschimmerte, wandte sich Herr v. Bibrach noch einmal zurück.

Die untergegangene Sonne hatte noch einen schmalen rosa Streifen am Himmel hinterlassen. Derselbe schwebte gerade über den Mauern, daß sie in dieser helleren Beleuchtung sich von dem dunklen Hintergrund wirksam abhoben.

Dann bogen die Pferde rechts ein.

Das Bild verschwand.

Zwölftes Kapitel.

Nach drei Tagen fand die Eröffnung des Testamentes statt.

Auf Arved's Bitten, welcher sich so schnell nicht von seiner Braut zu trennen vermochte, hatten deren Eltern eingewilligt, bis zu dieser Frist in Imhoff zu bleiben. Freilich nur in dem Bewußtsein, die Gastfreundschaft ihres Schwiegersohnes dabei in Anspruch zu nehmen, nicht die der Gräfin, welche sich um ihren Aufenthalt im Schlosse ebensowenig kümmerte, als um den des Grafen.

Else hielt sich völlig abgesondert in ihren Gemächern. Nur zuweilen hörte man ihre Stimme über

den Korridor hallen, wenn sie dem Kleinen Kinderlieder vorsang.

Dieses Mittel erwies sich nämlich am wirksamsten gegen die mißtönende Mahnung, welche aus jedem Knarren der Aeste, aus jedem Schlage des Pendels, aus jedem Ticken des Holzwurmes im Getäfel vernehmlich zu klingen schien. Nur wenn sie selbst ihre Stimme erhob, schwiegen die Mahner.

Nur erst fort aus diesem bedrückenden Hause!

Sobald das Testament eröffnet war und die verhaßten Imhoffs, Rhena an der Spitze, mit ihrem Anhang das Schloß verlassen hatten, wollte sie in die schöne, lustige Welt hinaus.

Diese Vorstellung elektrisirte sie immer auf's Neue.

Sie trat vor den Spiegel und bewunderte ihre eigene Schönheit, die nach Genuß und Triumphen förmlich lechzte.

Ebenso frohlockend hatte sie auch an jenem Abend nach dem Begräbniß ihres Gatten dort an der Thür gelauscht, als Herr v. Bibrach neben derselben vorüberging — ohne Rhena's Begleitung. Da jubelte es in ihr auf. Der Sieg war auch errungen! — O, und hätte der Oberst tausendmal versucht, sie zur Rechenschaft zu ziehen, so würde diese schwache Thür ein unüberwindliches Bollwerk gewesen sein.

Wie sie über die Närrin lachte, welche sich so in's Bockshorn jagen ließ! —

Endlich dämmerte der ersehnte Tag herauf.

Um zehn Uhr Vormittags wollte sich die Familie im Arbeitszimmer des verstorbenen Grafen versammeln.

Zu derselben Zeit erschien auch der langjährige Justitiar des Grafen Hugo v. Imhoff, Justizrath Balder aus Leuchingen, mit einem Testamente, welches der Graf vor fünf Jahren aufgesetzt und beim Erbschaftsgericht in Leuchingen deponirt hatte.

Nachdem Arved den alten Bekannten seines Vaters warm begrüßt hatte, wandte er sich bittend zu Elli.

„Sieh inzwischen nach Rhena, meine süße Elli! Willst Du? Ich bin in großer Sorge um sie.“

Sie nickte und eilte davon.

Kaum war sie verschwunden, als die Gräfin eintrat, ihren Sohn auf dem Arm tragend. Von der Morgensonne in diesem Augenblick hell beleuchtet, konnte sie das tückische Aufflackern ihrer Augen nur mühsam verbergen. Nach stummer Begrüßung setzte sie sich in einen Sessel, so daß der Schatten des braunen Sammetvorhanges vorläufig auf ihrem Antlitz ruhte.

Die Familie Wenzelin, welche auf Arved's Wunsch diesem Akte gleichfalls beiwohnte, konnte ein unbehagliches Gefühl bei dieser Scene nicht überwinden.

Nur der junge Graf, zwanglos an einen Tisch gelehnt, schenkte der ganzen Angelegenheit eine unbefangene, mehr wehmüthige, als interessirte Aufmerksamkeit.

Der Justizrath, sich flüchtig räuspernd, begann: „Es wird den Mitgliedern der gräflichen Familie Imhoff bekannt sein, daß der verstorbene Graf Hugo v. Imhoff am 10. Februar 1885 sein Testament beim Erbschaftsgericht in Leuchingen deponirte?"

„Ich weiß nichts davon," sagte Else ruhig und fest.

„Das Testament ist zur Stelle."

Der Justizrath öffnete die Siegel desselben und las den Inhalt mit geschäftsmäßiger Einförmigkeit vor.

Dieser besagte, daß der Verstorbene seinen Sohn Arved zum Universalerben einsetze, mit der Bedingung, der Gräfin Agathe Imhoff eine lebenslängliche Rente von zweitausend Thalern auszuzahlen. Darnach folgte eine letztwillige Bestimmung über Legate an Bedienstete und Armenhäuser.

Ganz zum Schluß fand sich folgende Notiz: „Alle Kodizille, welche sich nach meinem Tode in meinem Schreibtische vorfinden sollten, wenn dieselben auch nur mit meinem Vor- oder Zunamen gezeichnet wären, sind als durchaus rechtskräftig anzusehen."

Der Justizrath legte das Blatt bei Seite und

sah den jungen Offizier fragend über sein Augenglas an.

„Selbstverständlich haben die zweite Ehe des Verstorbenen, sowie die Geburt eines zweiten Sohnes diese Verfügung des Erblassers zu Gunsten desselben geändert. Wenn weiter nichts vorhanden wäre von schriftlichen Notizen, so würden die Bestimmungen des allgemeinen Erbrechtes in Kraft treten."

„Es sind solche vorhanden," fiel die Gräfin mit scharfer Betonung ein. „Mein verstorbener Gemahl hat den veränderten Verhältnissen gewissenhaft Rechnung getragen. Hier ist der Schlüssel zu seinem Schreibtisch. Ich habe denselben gleich nach dem Eintreffen des Grafen Arved in Gegenwart meines Dieners verschlossen. Hier!"

Sie reichte dem Justizrath den Schlüssel hin, nach welchem der Kleine lallend die Hände ausstreckte, da er ihm bis jetzt als Spielzeug gedient hatte.

Der Justizrath nahm ihn in Empfang, öffnete die verschiedenen Schubladen des Schreibtisches und untersuchte deren Inhalt.

Arved verfolgte die Bewegungen des Justizrathes mit wachsender Ungeduld. Der ganze Akt war ihm von Herzen zuwider. Er wußte ja, daß er ein schönes Theil seines Erbes der späten Leidenschaft seines Vaters

opfern mußte. Aber im Hinblick auf das, was ihm blieb, glaubte er keine Mißgunst zeigen zu dürfen, am wenigsten vor den Augen Anderer.

Frau Wenzelin begann unruhig auf ihrem Stuhl hin und her zu rücken. Sie hatte einen lauernden, triumphirenden Blick hinter Else's dunklen Wimpern aufgefangen, als der Justizrath jetzt in das Fach griff, worin sie das betreffende Schriftstück wohl verwahrt wußte.

„Hier!“ sagte der Justizrath, das versiegelte Papier hervorziehend, welches den Nachtrag zu den verlesenen testamentarischen Bestimmungen enthielt — jenes Ergebniß strafbarer Schwäche.

„Die Siegel sind unversehrt, wovon ich sich zu überzeugen bitte.“

Arved nahm das dargereichte, in Briefform gefaltete Papier zur Hand und prüfte es aufmerksam.

Else sah nicht einmal hin. Sie spielte mit ihrem Sohne, dem sie ihre weiße Hand neckend vorhielt und entzog.

Der Justizrath erbrach die Siegel.

Plötzlich ließ er das Blatt sinken und warf einen scharfen, mißtrauischen Blick auf die schöne Wittwe.

„Nun?!“ sagte Arved hastig, da er diesen Blick bemerkte.

„Was?“ Der Justizrath lockerte unwillkürlich seine Halsbinde, als wäre ihm dieselbe zu eng geworden. „Was?“ wiederholte er, diese letzte Verfügung noch einmal prüfend durchlesend. Dann hob er mit besserer Fassung das Haupt empor. „Ja so! Ich bedaure von Herzen die Umstände, Herr Graf, welche Ihren Herrn Vater veranlaßt haben zu dieser letztwilligen Verfügung.“

„Nun, so sprechen Sie doch!“ rief Arved, in heftigster Unruhe nach dem Blatt greifend.

„Ihr verstorbener Herr Vater hat — Ihren jüngeren Bruder dort zum Universalerben eingesetzt unter der Vormundschaft seiner Mutter und des Grafen Frankenberg. Bis zur Mündigkeit des Knaben ist die Gräfin, seine Mutter, in den vollen Nießbrauch der Einkünfte eingesetzt, nach dessen Mündigkeit bleibt ihr das Nebengut Albdorf als Witthum vermacht. Sie selbst, mein verehrter Herr Graf, sind auf das gesetzliche Pflichttheil des Barvermögens beschränkt.“

Eine schwüle Pause herrschte einige Sekunden in dem Gemach.

Endlich erhob Else ihr Haupt mit unverhülltem Triumph. „Dieses Barvermögen, Herr Justizrath, besteht aus —?“

„Zweimalhundertachtzigtausend Mark — von wel-

chen Sie, Herr Graf, das gesetzliche Drittel erben — sonst nichts!"

„Das Testament ist erschlichen!" rief Arved leichenblaß, während sein kleiner Stiefbruder, durch einen Sonnenstrahl belustigt, laut aufjauchzte. „Ist ungiltig! Ist angreifbar!"

Herr und Frau Wenzelin waren aufgesprungen und zu ihm getreten.

Er sah wie geistesabwesend um sich. Eine ätzende Bitterkeit löschte in diesen Minuten jedes kindliche Andenken an seinen Vater aus. Er murmelte etwas Unverständliches zwischen den Zähnen.

„Muth! Muth!" sagte Herr Wenzelin, ihm auf die Schulter klopfend, obwohl ihm eine Thräne des Mitgefühls, nicht der Enttäuschung, im Auge stand. Er dachte in diesem Moment nicht an sein Kind.

„Mein armer, theurer Sohn!" flüsterte auch Elli's Mutter, seine Hand nehmend.

Er merkte es nicht. Er hörte und sah nichts. Diese schreiende Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit konnte er nicht fassen, selbst wenn er spätere Reue und körperliches Unvermögen in Anschlag brachte.

Daß dem Erblasser nicht die Hand vom Papier gesunken war, als er diesen unglaublichen Abfall that von aller besseren Gesinnung im Interesse einer elenden

Intrigantin! Daß er den Augenblick nicht im Voraus verabscheute, wo der Sohn den Vater verachten mußte!

Die Gräfin hatte sich mit ihrem Sohne erhoben. Ihre falschen blauen Augen schauten mit unverhüllter Abneigung von einem der Anwesenden zum anderen.

„So ist also mein Sohn von jetzt an Besitzer von Imhoff!“ sagte sie mit nicht mißzuverstehender Betonung. „Ich trete hiermit die Erbschaft in seinem Namen an.“

Sie verneigte sich und verließ das Zimmer.

Arved stürzte auf den Justizrath zu, welcher vor sich hin gemurmelt hatte: „Diese Katze! Diese Erzkatze!“

„Ich lege Protest ein! Unverzüglich!“ Seine sonst so klare Stimme war rauh vor innerer Bewegung. „Sofort! Dieses Weib soll nicht alle Gesetze des Herkommens über den Haufen werfen. Sie darf nicht in Imhoff bleiben — sie darf nicht, sage ich, wenn ich selbst — ich —“

Er preßte seine geballte Hand gegen die Stirn.

Der Justizrath zuckte theilnehmend die Achseln. „Vorderhand ist sie Herrin hier.“ Er räusperte sich. „Das Testament —“ Er klopfte bedeutungsvoll mit der Fußspitze den Boden. „Sie sind von Ihrem Vater

in offenem Unfrieden geschieden, Herr Graf. Das ist ja doch bekannt, nicht wahr? Nun, da war ein zweiter Sohn — ich fürchte, es wird schwer halten, hier einen festen Angriffspunkt zu gewinnen. Der Prozeß wäre zum Mindesten zweifelhaft. Eine Frau wie diese —"

„Ich verfluche sie!" rief Arved, von diesen Einwänden völlig außer sich gebracht. „Haben Sie einen Begriff von dem, was mir widerfahren ist? Können Sie sich auch nur einen Moment in meine Lage versetzen? Nein! Und somit sind alle Bedenklichkeiten, die Sie vorbringen, leerer Wind. Mein Recht will ich fordern, so wahr ich lebe. Niemand soll mich daran verhindern. Stehe ich etwa besser da vor der Welt wie ein Aussätziger? Und vor meiner Braut wie ein Prahlhans? Und Sie sprechen von Eventualitäten? Hätte ich eine Ahnung gehabt von dieser väterlichen Zärtlichkeit —" unterbrach er sich auflachend, während seine Züge vor Schmerz und Zorn heftig zuckten, „nur eine entfernte Ahnung, ich würde —"

„Still!" rief Frau Wenzelin erschüttert. „Nicht so! Ihr Vater ist weniger schuldig —"

„Ich begreife Ihre Gefühle vollkommen," sagte der Justizrath ohne die mindeste Empfindlichkeit. „Und ich sage: Thun Sie, was Sie wollen. Meines Beistandes sind Sie jederzeit gewiß. Ueberlegen Sie in

Ruhe — aber in Ruhe, mein verehrter Herr Graf — und dann setzen Sie mich in Kenntniß."

Er schüttelte den Anwesenden die Hand und entfernte sich.

Im Zimmer blieb es eine Zeitlang still.

Herr Wenzelin sowohl wie seine Frau wagten das finstere Hinbrüten des jungen Mannes nicht zu unterbrechen. Sie sahen sich bedeutungsvoll von Zeit zu Zeit an und schwiegen.

Arved's Inneres war aufgewühlt bis zur Verzweiflung. Was auch in diesem letzten Jahre über ihn hereingebrochen war, was ihm ganz unerträglich erschienen, es verschwand gegen diesen unvermutheten, hinterlistigsten Nackenschlag. Damit war Alles vernichtet. Damit war er aussichtslos geworden. Sein beschädigtes Glied, das hatte er längst gefühlt, konnte den Kavalleriedienst — zum Wenigsten mit Aussicht auf Erfolg — nicht mehr thun. Die Schwäche darin machte sich ja bei jeder Ueberanstrengung fühlbar. Was nun? Was hatte er seiner Braut noch zu bieten? Und sie selber besaß vorläufig nichts. Was sollte sie nach dem glänzenden Loos, welches sich Beide in glücklichen Stunden ausgemalt hatten mit ihm theilen?

Dieser letzte Gedanke schoß ihm geradezu be-

täubend durch das Gehirn. Er wandte sich mit fieberhafter Hast zu den beiden Wenzelin und rief: „Ihre Tochter ist frei!“

„Sie wollen Elli aufgeben?“ rief Herr Wenzelin mit vorwurfsvollem Staunen, während seine Gattin, unfähig zu sprechen, aufstand und forteilte. „Was kann meine Tochter dafür, daß Ihr Vater sich so weit gegen Sie hinreißen ließ?“

„Fragen Sie mich nicht!“ sagte Arved aufstampfend. „Ich verliere noch den Verstand. Wollen Sie einen Nichtsthuer, einen Nichtswisser zum Schwiegersohne? Wenn das bischen Geld verbraucht ist, bin ich ein Bettler. Begreifen Sie das?“

„Ich begreife nichts, als daß Sie bis zum Uebermaß erregt sind,“ sagte Herr Wenzelin mit Nachdruck.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und Frau Wenzelin erschien mit ihrer Tochter auf der Schwelle.

Die flüchtige Nachricht von dem Mißgeschick ihres Verlobten füllte zwar Elli's Augen mit heißen Thränen, daß sie einen Moment stehen bleiben mußte, sich die Wimpern zu trocknen — aber dann eilte sie so leidenschaftlich bewegt, so voll ungestümer Zärtlichkeit, wie er es bisher nie an dem schüchternen Mädchen beob-

achtet hatte, auf Arved zu und umschlang ihn unter Küssen und Liebesworten.

Die Eltern nickten sich hoffnungsvoll zu und gingen in's Nebengemach.

„Weißt Du denn nicht, daß ich Dich liebe und nicht Dein Geld und Gut?“ flüsterte sie ihm in's Ohr. „Und daß ich ohne Deine Liebe nicht leben mag und wenn Du ein Fürst wärst? Ist es denn möglich, daß Du mich vergessen kannst um solcher Dinge willen? Bin ich Dir nicht mehr werth als ein todtes Besitzthum? Wenn Du mich nur halb so lieb hast, wie ich Dich habe, so werden wir überall glücklich sein. Du weißt ja doch, daß ich keinen weiteren Wunsch habe, als Deine Frau zu werden. Weißt Du das wirklich Alles nicht mehr? Oder willst Du es nur wieder von mir hören? Wie konntest Du nur den Gedanken fassen, mich von Dir zu weisen! Ich habe Dich ja so lieb, so lieb, Du lieber, böser — armer Arved!“

Er fühlte ihre Thränen zwischen ihren Küssen auf seiner Wange. Er fühlte auch, wie ängstlich ihr Herz an seiner Brust schlug. Da kam die jugendliche Liebeslust zurück und mit ihr eine Sänftigung des Schmerzes.

Er drückte ihre schlanke Gestalt mit unendlicher

Wonne an sich. „Was sprach ich denn für dummes Zeug? Elli! Ich Dich lassen? Eher mögen sie mir meinetwegen den letzten Rest auch noch nehmen. Dich, meine Elli, meinen guten Engel!“

Und dann sprachen sie miteinander, und zwischen Klage und Trost mischten sich tausend Liebesbezeugungen.

Als Herr und Frau Wenzelin eintraten, schlossen sie Beide in die Arme.

„Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen,“ sagte Herr Wenzelin. „Sie brauchen ihn ja nicht anzunehmen, wenn Sie nicht wollen. Mit der Soldatenkarrière ist's aus, wie Sie vorhin sagten — ich glaube es auch. Werden Sie Landmann. In Imhoff wären Sie nur Besitzer gewesen. Nein, werden Sie wirklich Landmann unter meiner Anleitung. Es wird sich dann schon etwas Passendes finden, dessen Erwerb mit Ihren Mitteln in Einklang steht und worauf Sie sich und Ihre Familie ernähren können. Also kommen Sie mit zurück nach Steinberg. Heirathen Sie unsere Tochter und lernen Sie als Volontär bei mir die Landwirthschaft aus dem Grunde. So kann es Ihnen später nicht fehlen. — Nun, wie ist's? Schlagen Sie ein!“

Er hielt ihm seine breite Hand entgegen.

Arved blickte einen Moment in das lächelnde

Antlitz der tieferröthenden Elli, dann legte er seine Rechte fest in die dargebotene Hand. „Ich danke Ihnen. Sie wissen, was mir in meiner jetzigen Lage einzig wohlthun kann: Liebe und anhaltende Beschäftigung."

Er küßte Frau Wenzelin und drückte seine Braut von Neuem an sich. „Den Prozeß werde ich aber dennoch führen."

Sie nickte. „Ich habe auch einen Wunsch. Rhena muß mit uns gehen. Sie darf hier nicht allein bleiben."

Er umschloß sie dankbar. „Hat sie Dir gestanden?"

„Nichts! Und wir werden nie etwas erfahren, fürchte ich."

„Dieser unbegreifliche Mensch!" fuhr Arved unmuthig auf. „Wenn ich wüßte, daß er ihre Gefühle in irgend welcher Weise verletzt hat, würde ich ihn auf der Stelle zur Rechenschaft ziehen!"

„Wir wollen Rhena lieber pflegen!" fiel Elli Wenzelin mit ihrer sanften Stimme ein. — —

Bereits am nächsten Tage verließen alle Vier das Schloß. Rhena in einem Geisteszustand, der zwischen Bewußtsein und Traum die Mitte hielt.

Als sie in den Wagen stieg, glaubte Arved verstanden zu haben: „Rufe ihn!"

Doch als er sich hastig zu ihr niederbeugte: „Willst Du ihn sehen?“ wandte sie ihr blasses, süßes Gesichtchen hastig ab.

„Nein! Wer sagt das?“

Elli's Hand in der ihren haltend, fuhr sie durch den Park dahin, den nämlichen Weg, welchen Herr v. Bibrach wenige Tage zuvor mit machtloser Bitterkeit im Herzen gefahren war.

In Leuchingen angelangt, nahm der Graf noch einmal Gelegenheit zu einer eingehenden Rücksprache mit Justizrath Balder. Derselbe vertrat indessen von Neuem seine Meinung, daß mit einer Anklage auf Erbschleicherei in diesem Falle nichts zu erreichen sei. Nur in einem Punkte sei das Testament angreifbar: wenn erwiesen werden könne, daß der Verstorbene bei Abfassung desselben sich in einem unfreien Geisteszustande befunden habe. Dem widerspreche aber das Zeugniß des Arztes, sowie das seiner Pfleger, insbesondere das der Komtesse Rhena, welche den Grafen bis zum letzten Augenblick ihres Beisammenseins bei klarem Verstand befunden habe, desgleichen der alte Friedrich. Gerade die Ungeduld und das Verlangen, seinen übervortheilten Erstgeborenen wiederzusehen, ihm das Geschehene abzubitten oder mit seiner Hilfe das Testament umzustoßen, zeuge am besten für die Einsicht

des Verstorbenen. Arved hatte dieser langen, hoffnungslosen Auseinandersetzung mit verbissenem Groll zugehört.

„So soll dieser elenden Heuchlerin nichts von ihrem widerrechtlichen Raube abgejagt werden? Nicht einmal versuchen soll ich es?“

„Ein solcher Prozeß zieht sich gewöhnlich in die Länge,“ sagte der Justizrath bedächtig, „und kann unter solchen Umständen dem verlierenden Theile theuer zu stehen kommen. Ihre Mittel aber, mein theurer, verehrter Graf, bedürfen eher einer Vermehrung, als einer Minderung.“

„Ich gebe trotzdem den Gedanken nicht auf!“ rief Arved aufspringend. „Ich kann es nicht. Alles in mir sträubt sich dagegen!“

Der Justizrath nahm hierauf noch Gelegenheit, Herrn Wenzelin zu ermahnen, in seinem Sinne auf den Grafen einzuwirken, da das Faktum selbst ein unangreifbares sei. — Arved's nächste Sorge war, Rhena zu Mittheilungen zu veranlassen. Aber zu seinem heftigsten Bedauern mußte er von diesem Wunsch völlig absehen. Rhena's Gedankenkreis war ein solcher, daß er sich mit bestimmten Aussagen schlechterdings nicht vertrug.

Sie sprach sehr wenig. Und das Wenige äußerst gereizt. Nebenbei zeigte sie nicht das mindeste Interesse für materielle Angelegenheiten.

„Nimm mein Geld, wenn Du willst!“ war der stete Abschluß ihrer Aeußerungen.

Auch in Steinberg dauerte dieser Zustand des in sich Versunkenseins fort. Es war ein innerer Kampf, den sie nur ganz allein mit sich auskämpfen konnte und wollte. —

Selbst an dem Tage, wo Arved zu einer stillen Hochzeitsfeier mit seiner Geliebten vor den Altar der kleinen Dorfkirche trat, sein schönstes Glück aus Elli's Händen zu empfangen, äußerte sie keine sonderliche Bewegung.

Es war ein heller Märztag und die Erde von Schnee und Eis befreit. Die Sonne leuchtete schon so warm, als ob der Lenz hinter dem traulichen, weinumrankten Hause lauere, welches den Neuvermählten fortan zum Heim dienen sollte. Sie glitt auch über Elli's blondes Haupt und spielte mit dem blühenden Myrtenkranz, welcher dasselbe lieblich schmückte.

So fand sie Arved, und tiefbewegt in der Rückerinnerung dessen, was er einstmals mit so heißer Gluth angestrebt, dann vergessen gelernt und in dieses sanften Kindes Liebe vergessen hatte, zog er sie voll mannhafter Festigkeit an seine Brust, entschlossen, aus eigener Kraft ein neues, segenreiches Dasein zu beginnen.

„Warst Du bei Rhena,“ fragte er zärtlich.

Sie nickte.

„Sie wird kommen?“

„Nein! Sie schloß mich mit leidenschaftlicher Innigkeit an's Herz und flüsterte mir tausend gute Wünsche zu. Aber sie will allein bleiben!“

„Erwarte mich hier. Ich will es noch einmal versuchen,“ sagte er, hastig das Zimmer verlassend. Die kleine Komtesse bewohnte die Giebelstuben des Gutshauses.

Als sie Arved's raschen Tritt auf der Treppe vernahm, öffnete sie ihm die Thür.

Er trat zu ihr. Ihr Anblick that ihm weh. Er war der einzige Mißklang in dem vollen, reinen Akkord seines Glückes.

„Ich kann dieser Feier nicht beiwohnen,“ sagte sie ihm zuvorkommend, indem sie ihre schönen, braunen Augen fast ungeduldig auf ihn richtete. „Denke nicht, daß ich neidisch wäre. Der Himmel segne euch. Aber laßt mich. Laßt mich! Quält mich nicht mit Wünschen, die mir wehe thun!“

„Wenn Du Dich in dieser Stunde entschließen könntest, mir Dein Vertrauen — mir, Deinem Freund und Bruder — zu schenken,“ bat er, ihre Hände an seine Brust ziehend.

Sie riß sich los. „Um Alles in der Welt, geh'!“

Da war er gegangen voll tiefen Mitgefühls.

Jetzt läuteten die Hochzeitsglocken. Das Braut-

paar trat aus dem Hause und ging den mit Tannen-grün bestreuten Kirchweg hinan zu dem kleinen, auf einer Anhöhe gelegenen Gotteshause.

Alle waren dem Zuge gefolgt.

Rhena blieb allein zurück.

Sie hatte es schon in der Morgenfrühe gefühlt, daß dieser Tag, dessen Bedeutung sie mit so bitterem Weh erfüllte, den Groll in ihr schmelzen wollte. Ihr Herz, dessen Verlangen ertödtet schien, begann heute von Neuem seinem Glück zuzustreben.

Der Kampf in ihr dauerte wohl noch fort, aber der Ausgang war kein zweifelhafter mehr. Ihre innere Unruhe wuchs.

Warum hatte Alexander v. Bibrach nicht einmal geschrieben? Nie ihre Verzeihung nachgesucht? Wenn sie verzieh, durfte er dann mit seiner Versöhnlichkeit zurückhalten?

Es ward ihr zu eng im Giebelstübchen.

War sie vergessen von ihm?

Sie ging die Treppe hinunter in das geräumige Wohngemach der Familie. Auf diesem Gange kehrte jäh ihre alte, angeborene Energie und Selbstständigkeit zurück.

Gleich, wenn Arved zurückkehrte, wollte sie ihm sagen, daß er den Freiherrn veranlassen solle, in Steinberg zu erscheinen.

Aber wenn er nicht kam? Und wenn er kam, ob sie dann ebenso fühlen konnte, wie eben jetzt in diesem Augenblick, wo die alte leidenschaftliche Sehnsucht ihre Seele weitete?

O gewiß! Was kann Liebe nicht verzeihen? Dann würde er sprechen und sie hörte ihm mit Glauben und Vertrauen zu — wie sie ihm damals, ihrer Sinne kaum mächtig, verweigerte.

Nur kommen mußte er erst. O, daß er schon da wäre!

Die angeborene Willenskraft der kleinen Komtesse brach sich schnell Bahn.

Gut. Wenn er nicht kam, so reiste sie zu ihm. Jawohl. Nur heute ging es nicht.

Die Zeit dünkte ihr ganz unerträglich lang. Sie lehnte sich an das Fenster, durch welches die Kirchenglocken so hell an ihr Ohr schlugen, und flüsterte vor sich hin: „Werde mein Weib und Du wirst mich verstehen!“

Es durchrieselte sie wieder wie einst.

Die Gedanken abzulenken, griff sie unwillkürlich nach der Morgenzeitung, welche noch unberührt auf dem Fensterbrett lag.

Ihre Augen glitten interesselos über die Spalten hinweg. — Plötzlich erfaßte sie eine Notiz.

„Ein Vorfall welcher in weitesten Kreisen Aufsehen

und Bedauern erregt, ereignete sich gestern Nachmittag auf den Infanterieschießständen in R., woselbst Offiziere aller Waffengattungen sich zur Abhaltung eines Pistolenschießens eingefunden hatten. Bei dieser Gelegenheit ereignete es sich auf eine ganz unerklärliche Weise, daß die Waffe des Obersten Freiherr v. Bibrach sich entlud und die Kugel ihm in's Herz drang, was seinen augenblicklichen Tod zur Folge hatte."

— — — — — — — — — — —

Rhena begriff nichts von Allem, was da gedruckt stand. Sie las es wieder. Dabei bewegten sich ihre Lippen mechanisch. Ihre Augen blickten immer starrer auf das unselige Blatt. Endlich verloren ihre Hände die Spannkraft, ihre Augen das Sehvermögen.

Ein unbeschreiblich weher Schauer durchdrang ihren ganzen Körper. Zu spät! Zu spät!

Die Glockentöne hallten noch in ihren Ohren — aber es klang jetzt wie Grabgeläute.

Eine Sekunde später hörte sie auch dieses nicht mehr.

Ausgestreckt am Boden, das Zeitungsblatt krampfhaft in die Hand gepreßt, besinnungslos, so fand sie Arved, als er mit seiner jungen Frau glückstrahlend aus der Kirche heimkehrte.

Für ihn gab es keinen Zweifel, ob er gleich nie ein Wort davon verlauten ließ, daß der Freiherr, die

Aussichtslosigkeit seiner Wünsche begreifend und am Leben verzweifelnd, die Kugel absichtlich gegen sein Herz gerichtet hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Jahr war vergangen.

Auf's Neue wollte der Frühling Einzug halten in die wintermüde Erde.

Es sproßte an den Wegen. Es keimte auf den Zweigen. Die Veilchen dufteten im Grase. Und über dem Allen ergoß sich blauer, warmer Himmelsglanz, der bis in's Innerste der Erde drang und die noch schlafenden Triebe weckte.

Wie lange, und die Cypressenbäume, welche die Familiengruft in Imhoff umstanden, als hielten schwarze Riesen davor Wache, mußten den höher steigenden Sonnenstrahlen Einblick auf die Stätte gewähren, wo Graf Hugo v. Imhoff unbeweint und unbetrauert schlief.

Selbst der alte Friedrich, welchem die Gräfin Else um ihres eigenen Vortheils willen während ihrer Abwesenheit die Oberaufsicht über den gesammten Hausstand gegeben hatte, fand nach dem letzten schreienden Gewaltakt keine Thräne mehr für ihn.

Oft, wenn er zwischen den Bäumen umherschlich,

richtete er sich auf die Zehen und schaute durch das kleine, vergitterte Fenster auf den mit trockenen Blumen bedeckten Sarg seines einstigen Herrn, schüttelte stumm das Haupt und entfernte sich wieder.

Er wußte, daß sein junger Graf tapfer um das Erbe gestritten, den Prozeß aber verloren hatte. Er selbst, Friedrich, hatte als Hauptzeuge mit gegen ihn auftreten müssen, indem er beschwor, daß der Todte während seiner Krankheit niemals sein klares Bewußtsein eingebüßt habe.

Aber was half's! Das Herz wollte ihm brechen, als er schwur.

Er schrieb, nachdem der Graf mit seiner Forderung abgewiesen und in die Kosten verurtheilt war, einen langen Bittbrief nach Steinberg, ihm diese harte Nothwendigkeit zu verzeihen. Arved antwortete darauf im freundlichsten Ton.

Er solle sich nicht betrüben. Das Schicksal bleibe doch des Lebens Meister. Er, Arved, habe dieses zu wiederholten Malen an sich erfahren. So gebe er es auf, mit ihm unnützerweise zu ringen, und bescheide sich mit dem, was ihm an unveräußerlichem Glück geschenkt sei. Seit er als Ganzinvalide den Soldatenstand quittirt, habe er sich mit wahrer Wonne auf die Landwirthschaft geworfen und sich, nach Ausspruch

seines Schwiegervaters, als brauchbar erwiesen. Er arbeite mit Lust und Liebe und hoffe, daß die Zeit nicht mehr allzu fern sei, wo er ein Gut übernehmen und selbstständig bewirthschaften könne. Seine Gesundheit sei vortrefflich. Die Seinen behaupteten, daß nur ein geübtes Auge das Lahmen des rechten Beines bemerken könne. Wie dem auch sei, er fühle sich gesund und unbehindert, zu Fuß und zu Pferd auf den Feldern umher zu streifen.

Zum Schluß schrieb Arved, daß seine Ehe immer eine Quelle wachsenden Glückes sei, und daß er am Vorabend eines Ereignisses stehe, welches ihm neue Freuden, Vaterfreuden, gewähren solle.

Die junge Gräfin fügte diesem Schreiben einen eigenhändigen Gruß an den alten, treuen Diener bei.

Im Schlosse herrschte jetzt eine Todtenstille. Auf der oberen Etage, in dem langen Korridor, hörte man tagelang keinen Laut. An den Fenstern hingen die Vorhänge dicht zugezogen und in den Zimmern standen die Möbel mit weißen Bezügen verhangen.

Die Gräfin weilte noch immer auswärts.

Sie war damals mit großer Eile fortgereist in Begleitung ihres Kindes, nebst Amme und einer Jungfer.

Die Dienstleute, denen sie verhaßt war wegen

ihres Dünkels, zu welchem man ein ehemaliges bürgerliches Gesellschaftsfräulein nicht berechtigt hielt, lachten hinter ihr her und sagten: es sähe aus wie eine Flucht vor ihrem unverschämten Glück.

Ein Bekannter des Rentmeisters, welcher über die Summen, welche die Gräfin unausgesetzt forderte, empört war, hatte erzählt, er habe die Gräfin in Nizza gesehen, wo sie mit dem Aufwande einer Fürstin und als gefeiertste Schönheit aufgetreten sei. Plötzlich sei sie jedoch verschwunden gewesen, und er habe erzählen hören, daß sie, von einer seltsamen nervösen Unruhe verfolgt, niemals längere Zeit an einem Orte sich aufzuhalten pflege.

Plötzlich traf der Befehl ein, die Zimmer des Schlosses sofort in Stand zu setzen, da die Gräfin in kurzer Frist nach Imhoff zurückzukehren gedenke.

An einem der letzten Apriltage, als die Sonne sich schon nach Westen neigte, rollte das geschlossene Coupé des Grafen, welches er einst für sich und seine Schwägerin Agathe hatte anfertigen lassen, vor das Portal.

Friedrich, seinem alten Vorrecht gemäß, öffnete den Schlag. Die Gräfin stieß jedoch seine stützende Hand bei Seite, indem sie hastig ausstieg und in die Halle eilte.

Die Wärterin mit dem Knaben auf dem Arm folgte ebenso rasch.

Ihre Jungfer war mit den Sachen schon vorher angelangt und empfing die Gräfin an der Schwelle des Wohngemaches.

Sie schickte dieselbe fort, nachdem sie Mantel und Hut schnell abgelegt hatte.

Dann sah sie sich mit dem alten, scheuen Blinzeln ihrer dunklen Wimpern in dem Raume um. Sie war in ihrem Eigenthum. Ein Gefühl der Sicherheit überkam sie.

„Mein eigen!“ flüsterte sie und sah nach der Thür. Hier hatte niemand das Recht, ihr unaufgefordert zu nahen.

Es pochte leise. Sie erschrak flüchtig. Es war der alte Friedrich, welcher kam, seine sämmtlichen Schlüssel abzuliefern und nebenbei die Gräfin zu ersuchen, mit ihm einen Gang durch die Räume zu machen, um sich von deren unverändertem Zustand zu überzeugen.

Sie sagte kurz „Ja!“, stand auf und ging mit ihm hinaus auf den Korridor, auf welchen alle Zimmer des Stockwerkes mündeten.

Der Tag schaute bereits mit seinem letzten Licht durch die runden Glasfenster, als die junge Frau nach dem Sterbezimmer ihres Gatten schritt. Sie war wahrlich kein Kind, das sich vor Schemen fürchtet, aber als sie den Fuß auf die Schwelle setzte, wo ihre

gemordet, da war es plötzlich, als würde jene
e wieder wach und mit ihr jenes kalte Grauen,
, sie längst von sich abgestreift zu haben wähnte.
ie zog den Fuß zurück, als habe sie auf einen
Stein getreten. Ihr Gesicht war förmlich ver=
graufahl geworden. Daß sie aus Sorglosig=
ien solchen Fehler begehen konnte!
ie hätte sich selbst züchtigen mögen aus Ingrimm.
verhaßte Raum mußte vollständig neu aus=
t werden, bevor sie zurückkehrte. Es war nur
lte Einrichtung, welche abgethane Erinnerungen
e. Was Pietät! Was fragte sie nach Pietät,
ere Dinge auf dem Spiel standen!
ge Frau wandte dem Zimmer hastig den
er ihr her schritt schweigend der alte Diener.
chleicher hatte sie sicher auf's Glatteis
wollen, und sie war täppisch in die Falle gegangen.
t führte er im Schilde, wenn nicht gar List.
ie fuhr ihn rauh an. Was half das? Nichts!
Thür fiel hinter ihr zu. Die Gräfin wandte
willig um. Das Zimmermädchen schloß die
e in den Flügel führte, wo einst Alexander
sodann Rhena gewohnt hatten. Alexander
Häßliche Erinnerung!
ie Abendsonne strahlte in diesem Augenblick

noch einmal dunkelroth durch die Scheiben auf das pompejanische Roth der Wand, daß es schien, als riesele Blut in breiten Streifen daran herunter.

Lächerlich! Was war denn geschehen? Sie hatte eine Wette glänzend gewonnen. Das war Alles. Blut! Hatte sie die Pistole geladen? Oder sie abgedrückt? Natürlich fließen irgendwo Thränen, wenn ein solches Unglück geschieht. Die Schwächlinge weinen immer am meisten. — Die Gräfin schloß die Augen.

Wo in aller Welt hatte sie ihren Verstand gelassen, als sie wähnte, hinter diesen Mauern das zu finden, was sie draußen in der großen Welt nicht hatte finden können!

Ach freilich, es war schon gefunden. Ihr Herz schlug völlig frei. Da mußte sich der Mann das Leben nehmen, den sie einst bis zum Wahnsinn geliebt hatte. Der Thor!

Sie lachte auf. Wie ewig lang doch dieser verwünschte Gang war. Sie dachte schadenfroh an die Stunde, wo Arved denselben hinabgegangen war, um nie zurückzukehren. Dabei fiel ihr die Sage von Imhoff ein.

„Ein widerwärtiges altes Nest!“ flüsterte sie, als ihr Wohnzimmer erreicht war. „Hier bleibe ich nicht. Wir gehen nach dem Norden. Zunächst aber schicke

ich den alten Schleicher aus dem Hause. Er paßt auf wie ein Fuchs."

Sie mochte nicht zu Abend essen. Der Appetit war ihr vergangen. Stehend genoß sie eine Tasse Thee.

Endlich ließ sie sich auskleiden.

Mitten in der Nacht wachte sie auf. Das Bild des sterbenden Gatten hatte vor ihrer Seele gestanden. Aber sie glaubte, das Bohren und Ticken des Holzwurmes im Getäfel habe sie erweckt. Draußen brausten die Frühjahrswinde. Sie brandeten gegen die Mauern, gegen die Fenster. Es war eine unheimliche Nacht.

Die Gräfin stand auf. Wie oft hatte sie in letzter Zeit aufstehen müssen, wenn ihr das Bett zu heiß, die Luft zu schwül geworden war! Ein ohnmächtiger Zorn erfaßte sie, als sie aus der Nebenstube die ruhigen Athemzüge der Wärterin neben dem Bettchen ihres Sohnes vernahm. Dieses niedrige Geschöpf durfte schlafen wie ein Klotz, und sie, die Herrin von Imhoff, mußte ruhelos umher wandern.

Dabei fiel ihr eine kleine Handreisetasche in's Auge. Sich die Zeit zu vertreiben, öffnete sie dieselbe. Rechnungen lagen darin, Biskuits, Chokolade. Auch ein Buch. Sie hatte es in München auf dem Bahnhof als Reiselektüre gekauft und auf der Fahrt nicht benutzt. Vielleicht schläferte der Inhalt desselben sie jetzt ein.

Die Gräfin warf sich halbangekleidet wieder auf das Bett und schraubte die Lampe auf ihrem Nachttisch etwas höher.

Aber schon nach den ersten Seiten klappte sie das Buch zu und warf es auf den Teppich.

Welcher Dämon hatte ihr gerade diese Geschichte in die Hände gespielt?

Es war ein Kriminalroman, in welchem eine junge Frau ihren älteren Mann vermittelst Gift aus dem Wege räumt.

Die Vorstellung kroch ihr peinlich durch die Gehirnnerven.

Aber was denn? Es war ja nur ein Kriminalprozeß, wie er sich alle Tage irgendwo abspielte. Und wenn die Betreffende sich nur nicht selbst verrieth —

Die Gräfin nahm das Buch wieder auf und las mit steigender Erregung darin.

Wie? Solch' ein winziger, nichts bedeutender Umstand konnte ein ganzes Rudel Polizeibeamte auf die Fährte der Schuldigen locken? Sie wollte lächeln. Aber das mißächtliche Lächeln erstarb auf ihren Lippen.

Was denn? Sie war die Gräfin Imhoff. Was hatte sie zu fürchten? Ihres Gatten Eingeweide bargen kein Gift. Und wenn die ganze Juristerei der Welt zusammentrat und Forschungen anstellte, der tödtliche

Druck ihrer Hand ließ sich nicht nachweisen. Und Todte stehen nicht auf.

Die junge Frau sprang fieberhaft erregt empor und versteckte das Buch tief unten in einem Wandschrank, als könne selbst dieses zum Verräther werden.

„Morgen will ich fort!"

Sah sie jetzt ein, daß die Furie der Angst hinter ihr her war, und daß sie nie Ruhe an irgend welchem Ort der Erde finden konnte?

Was fliehen! Thorheit! Niemals! Damit erreichte sie ja gerade das Gegentheil von dem, was sie bezweckte. Die Dienerschaft mußte aufmerksam werden. Ach, daß sie sich heute mit ihrer Scheu so von dem alten Schleicher Friedrich hatte ertappen lassen! Gleich morgen mußte er fort.

Fort? Dieser gefährliche Mensch? War das kein schweigendes Eingeständniß ihrerseits? Gerade er mußte bleiben. Und sie auch. Sie durfte sich nicht mehr von Imhoff rühren — ob es gleich ein Höllenleben für sie ward. —

Die Maiglöckchen sprangen drunten im Garten auf, der Flieder blühte. Am Abend, hinter dem Gebüsch, neben dem fließenden Wasser, sangen die Nachtigallen. Die Gräfin hörte und sah nichts von aller Lenzesherrlichkeit.

Sie mußte unaufhörlich daran denken, ob die klatschsüchtige Menge sich etwa schon ihr finsteres Geheimniß zuraune. Vielleicht war es auch Arved, der geheime Umtriebe gegen sie in's Werk setzte, um sie eines Tages zu überrumpeln. Am gefährlichsten erschien ihr der Justizrath Balder, welcher es mit kurzen Worten abgelehnt hatte, ferner ihr Justitiar zu sein. Wie leicht konnte dieser Mann im Verein mit dem alten Spion Friedrich Verdachtsgründe suchen und anhäufen.

Ihre feste Haltung war ihre einzige Waffe. Sobald sie die hochfahrende Maske einmal ablegte, hörte sie auf, den allgemeinen Verdacht hinter's Licht zu führen.

Aber was kostete sie diese Haltung in den verhaßten, unheimlichen Räumen, welche sie, wie oft, ingrimmig wünschte, nie betreten zu haben.

Lebte sie etwa trotz allen Prunkes ein besseres Leben, als einst Damokles es lebte unter dem Schwert?

Sie wußte, daß die altadelige Nachbarschaft ihr das Testament des Grafen nie verzeihen würde, deshalb suchte sie gar keinen Verkehr mit ihr anzubahnen, obwohl ihr überreiztes Gemüth oft nach fremden Menschen förmlich lechzte. Und sie wagte doch nicht, Imhoff den Rücken zu kehren.

Einmal, am Geburtstage ihres verstorbenen Gemahls, mußte sie sich nothgedrungen zu ihm in das

Erbbegräbniß begeben. Dieser Gang kostete sie eine fast übermenschliche Selbstüberwindung — ob sie, gleichsam als Beistand, auch ihren Sohn dabei auf den Armen trug.

Wenn er zu Verstand gekommen war und ihr Geheimniß erfuhr, würde er ihr den Mord seines Vaters verzeihen? Nie!

Als die junge Frau sich im Spiegel betrachtete, erschrak sie vor sich selbst; auch die Blässe und Schärfe ihrer Züge mußte sie als Verräther fürchten.

Und doch ging sie nach dem kleinen Cypressenhain, welcher selbst in der lachenden Junisonne seine Trauer bewahrte.

Die Thür zu der Gruft war heute weit zurückgelehnt. Friedrich hatte die alten Kränze vom Deckel gehoben und bei Seite an die Wand gelegt. Duftende Blumen schmückten den Metallsarg.

Als die Gräfin eintrat, war sie von dem draußen fluthenden Licht zuerst so geblendet, daß sie wenig oder gar nichts in dem dunkeln Raume unterschied. An ihrem unaufhörlichen Frösteln merkte sie mit Zorn und Angst die tiefe Verstimmung ihrer Nerven. Dennoch trat sie um des Zweckes willen dicht an den Sarg und legte — sie, die Mörderin ihrem Opfer — Rosen darauf nieder.

„Papa!“ rief der Kleine laut, den geheimen Bemühungen seiner Wärterin Ehre machend.

Else schrak zusammen, als höre sie eine Stimme des Gerichtes schallen, und schaute ringsum.

Der Luftzug raschelte in den dürren Blättern und Schleifen. Es klang wie Seufzen. — Sie konnte es nicht länger ertragen. Es überstieg ihre Kräfte. Mit zitternden Knieen eilte sie aus dem Gewölbe, dessen Thür sie krachend hinter sich zuschlug.

Der Kleine, von dem hastigen Lauf erfreut, wiederholte das gelernte Wort, als sie mit ihm ermattet auf dem Sopha niedersank. „Papa!“ Instinktiv legte sie ihm die Hand auf den Mund. Aber mit einem Schrei riß sie dieselbe von dem geliebten Antlitz zurück.

Wollte sie auch das Kind tödten, wie sie den Vater getödtet hatte?

Es graute ihr plötzlich vor ihr selber. Sie setzte den Knaben weit von sich. Aber fast ebenso schnell sank sie vor ihm nieder und betrachtete ihn mit leidenschaftlicher Liebe.

„Du sollst leben! Du mußt leben!“

Sie wußte nicht, wie ihr gerade heute zu Muthe war, was sich wie mit Klammern um ihre Seele legte. Wahrscheinlich war ein Gewitter in der Luft, und sie spürte dessen bleierne Schwüle.

Morgen mußte die Situation geändert werden, sie ertrug dieses abgesperrte Dasein nicht länger. Morgen wollte sie den Arzt kommen lassen und ihn dazu veranlassen, sie aus Gesundheitsrücksichten in irgend ein entferntes Seebad zu schicken. Dann hatte sie einen triftigen Vorwand, ihren Spionen sich zu entziehen. Sicher würde dann auch der glühende Druck in ihren Schläfen weichen, welcher sie mit der inneren Angst, die er erzeugte, zur Verzweiflung bringen konnte.

Ach, hätte doch der alte Mann von selbst die Augen geschlossen!

Am Abend brütete die Hitze noch fort in der Natur. Noch regte sich kein Lüftchen. Die Bäume im Garten standen wie versengt mit schlaff herabhängenden Blättern. Alle Blumen schienen verbrannt. Nur das Geißblatt verdoppelte seinen ohnehin starken Geruch. Er drang bis in die geöffneten Schlafzimmerfenster der Gräfin.

Sie schlief nicht. Sie ging, nach Kühlung haschend, lebhaft im Zimmer umher, bisweilen im Unterhaltungsdrang mit sich selber sprechend oder nach der Nebenstube lauschend, wo der Erbe von Imhoff seinen gesunden Kinderschlaf hielt.

Heute war ihr jedes Geräusch unerträglich. Sie hatte deshalb schon alle Uhren anhalten lassen. Sie

wollte gar nicht wissen, wie langsam die Zeit der Nacht verstrich.

Der Himmel blieb finster. Einmal hatte ein Stern hell aufgestrahlt. Aber die Wolkenwand war immer dichter geworden. Der Wächter im Dorfe blies die zwölfte Stunde ab. Die unbewegte Luft ließ den Schall seiner Pfeife schrill herüber dringen.

Und noch immer wanderte die rastlose Frau auf und nieder.

Endlich fühlte sie mit Entzücken, daß die schwebende Gluth auch Herrin über sie werden wollte. Ihre Augenlider begannen schwer zu werden. Zuletzt vermochte sie dieselben kaum noch zu erheben.

Sie legte sich auf den Divan. Nicht lange, so fiel sie in den unerquicklichen Halbschlaf nervöser Ueberreiztheit, ein Mittelding zwischen Wachen und Traum. Die Schlafende selbst fühlte sich darin beängstigt, ohne doch die Kraft zu besitzen, die schwere Betäubung abzuschütteln — ohne aber auch das Bewußtsein zu verlieren, daß sie trotz des tiefen Schlafes eigentlich wache.

Allmälig, unter dem Eindruck eines solchen quälenden Zustandes, trat das unausbleibende Herzklopfen ein. Jetzt wurden die Traumbilder lebhafter, beängstigender.

Plötzlich war es ihr, als würde auf dem Korridor

die letzte Thür, welche nach dem Flügel führte, fest aufgedrückt und ebenso fest wieder geschlossen. Gleich darauf erschallten Tritte laut über den Gang hin, als ob der Kommende absichtlich neben dem Teppichläufer auf den Dielen daherschritte.

Die Schlafende glaubte zu horchen. Ihr Zustand war bereits in das letzte Stadium vor dem Erwachen, das des Alpdrückens, übergegangen. Sie hatte das Gefühl, aufspringen zu wollen und dabei an allen Gliedern gelähmt zu sein — daneben ein Etwas sich nahen wissen, dem sie keinen Widerstand entgegensetzen konnte. Wenn das draußen die Häscher wären, die sie vor den Richter schleppen wollten!

Sie riß sich mit aller Gewalt empor. Die Schritte kamen langsam näher.

War ihre Thür verschlossen? Ja! Dann brauchte sie nur aus dem Fenster zu springen. Aber wenn das Schloß schon umstellt war?

Ihr Herz schlug fast hörbar in ihrer eingebildeten Angst.

Plötzlich glaubte sie es laut gegen ihre Thür pochen u hören.

Der Bann wich jäh. Sie konnte mit einem heftigen Erschrecken die Lider heben. Mit zitternden Gliedern sprang sie empor, wie in Schweiß gebadet.

„Wer ist da?“

Sie fragte es noch ohne klares Bewußtsein. Die Antwort hallte ihr aus der Ferne entgegen. Der Donner rollte langsam über die Baumwipfel fort. Ein Gewitter hatte sich endlich am Himmel zusammengezogen.

Sie war wie betäubt. Was war denn? Wovor hatte sie sich denn erschreckt? Weshalb rann es ihr so lähmend durch die Adern?

Sie raffte sich auf. Pfui, wie feige! Wo waren die Häscher? Verschwunden mit dem Traum! Träumerin — und diese kindische Furcht!

Nun war es ihr recht, daß die Blitze zuckten und der Donner das Himmelsgewölbe erschütterte.

Was andere Menschen einschüchterte, machte sie muthig. Je mehr es krachte und wetterte, desto freier schlug ihr Herz.

Dazu brauste der Wind an ihrem Antlitz vorüber oder schlug ihr mitten hinein. Das erfrischte sie und gab ihr Spannkraft zurück. Der niederstürzende Regen löschte die Gluth ihrer Stirn, daß die Gedanken wieder klar wurden. —

Als die ersten Sonnenstrahlen des abgekühlten Morgens durch ihr Fenster schienen, fand die überreizte Frau endlich einen anhaltenden Schlaf. Nach langer Zeit den ersten.

Die Wärterin, ein gutmüthiges Geschöpf, welche trotz ihrer Angst vor dem herrischen Wesen der Gräfin deren Zustand bedauerte, hatte schon mehrmals durch den Vorhang nach dem Divan geschaut, wo die Gräfin ruhte. Sie hätte dieselbe um keinen Preis wecken mögen, so dringend auch der längst erwachte Kleine nach seiner Mutter verlangte.

Zuletzt wurde er ungeduldig und begann zu weinen, um so mehr, als die Zeit bereits verstrichen war, wo er nach dem Bade sein Frühstück zu bekommen pflegte.

Das Zureden der Wärterin nützte nichts mehr. Er verlangte immer dringender die Aufrechthaltung der einmal eingesetzten Ordnung. So blieb ihr nichts übrig, als den Anfang damit zu machen, obwohl die Gräfin ihr die alleinige Wartung des Kindes niemals gestattet hatte.

„Wollen wir's versuchen, Herzchen?" scherzte sie, ihm die Thränen aus den Augen wischend. „Ja? Aber dann mußt Du ganz still sein. Sonst wacht die Mama auf. Möchtest Du in's Wasser?" Der Knabe drängte energisch mit Händen und Füßen nach der Badewanne.

„Na, so komm! Aber ganz still! Willst Du?"

Sie holte alles Erforderliche herbei, ein Vorgang,

welchen die Gräfin stets selbst zu überwachen pflegte, damit nichts vergessen werde. Sie machte dann das Bad mit Hilfe des Thermometers zurecht, setzte sich mit dem Kleinen auf einen niedrigen Stuhl und begann ihn unter allerhand Neckereien auszuziehen.

Er lachte und plauderte vor Vergnügen. Zuletzt sprang er ihr förmlich von den Armen in's Wasser.

„Plumbs! Da liegt der ganze Junge drin! Eins, zwei, drei. Du kannst strampeln. Wie er mir das Gesicht naßspritzt. O, Du!“

Eine Weile hatte sie ihn gehalten und gewaschen. Da fiel ihr auf einmal ein, daß sie das Badetuch vergessen habe, herauszulegen. Was nun?

„Herzchen, kannst Du einen Augenblick 'mal ganz stille sitzen? O ja! Du sitzest ja so schön stundenlang auf dem Teppich. Na, willst Du?“

Sie setzte ihn fest aufrecht in die Wanne, welche nach Vorschrift der Gräfin reichlich mit Wasser gefüllt sein mußte, und legte ihm die Händchen um den Rand der Wanne.

„Siehst Du! So ist's sehr schön! So bleib' auch sitzen!“ Sie küßte ihn und lief nach der Kommode.

Jetzt erst fiel ihr ein, daß sie die Badetücher noch nicht aus der Wäschestube heraufgebracht hatte, obwohl die Gräfin bereits am Abend darnach gefragt. Sie

fürchtete sich so sehr vor einem plötzlichen Eintritt derselben, daß sie geschwind die Thür aufdrückte und über den Korridor rannte, um nach der Halle hinunter zu rufen.

Inzwischen hatte der Kleine einige Sekunden musterhaft still gesessen. Als seine Wärterin aber verschwand, drehte er den Kopf, sich nach ihr umzusehen. Aber der Boden der Badewanne war viel glatter als der dicke Smyrnateppich. Bei der leisesten Bewegung glitt der Körper des Kindes nach vorn, wobei ihm die Füße unwillkürlich in die Höhe gingen. Zugleich lösten sich die Hände, und der blondlockige Kopf des Kleinen sank mit einer solchen Schnelligkeit und Gewalt unter Wasser, daß er nicht einmal einen Ruf ausstoßen konnte.

— — — — — — — — — — —

Ein gellender Schrei schreckte die Gräfin aus ihrem Schlaf empor.

Sie sprang auf und stürzte ins Nebenzimmer. Sie wußte nicht, um was es sich handle, begriff nicht, was geschehen sein könne, sie sah nur das wie verzweifelt sich geberdende Mädchen, welches ihr den Knaben entgegenhielt.

Ohne seine ausgestreckte Lage zu begreifen, starrte sie mit weit aufgerissenen Augen das traurige Bild an.

Endlich warf sie sich wie eine Furie auf die Unheilstifterin und riß ihr den Knaben aus der Hand.

Sie setzte sich mit ihm auf den niedrigen Stuhl vor der Wanne nieder, drückte ihn in ihren Schoß, an ihre Brust: Alles, ohne ein Wort sprechen zu können und ohne daß eine erlösende Thräne ihre Wimpern feuchtete. Dann öffnete sie seine Augen, aber mit Entsetzen fuhr sie zurück und begann dann mit fieberhafter Hast sein blondes Haar zu trocknen.

Dabei fing sie allmälig immer lauter zu athmen an, als ob der innere Schmerz sie ersticke.

Jetzt endlich preßte sie ihr Ohr auf die Brust des Kindes und lauschte — lauschte mit verzweifelter Anspannung ihrer Sinne, bis das Blut ihr glühendroth in die Stirn stieg. Umsonst. Es regte sich nichts mehr.

Da senkte sich etwas wie ein Schleier über sie, daß sie die Gegenstände rings umher nicht mehr deutlich zu erkennen vermochte. Dabei schlugen ihre Zähne zusammen wie im Fieber.

Der Arzt kam. Er versuchte, ihr das Kind fortzunehmen; sie stieß ihn roh zurück. Das Mädchen lag flehend zu ihren Füßen. Sie bemerkte es nicht. Als sie endlich begriff, hob sie den Fuß mit dem Ausdruck des allerbittersten Hasses, um sie von sich zu stoßen.

„Bleiben Sie ihr fern,“ sagte der Arzt, erschüttert von dem Vorgang. „Verlassen Sie das Schloß ganz und gar.“

Sie schluchzte zum Erbarmen. „Ich bin seine Mörderin. Und will auch so bestraft werden.“

Bei diesen Worten fuhr die Gräfin wie rasend auf.

Der Arzt drängte das Mädchen aus der Thür. Dann sprach er der unglücklichen Frau von ihrer Pflicht, sich selbst zu erhalten.

Da lachte sie mit ingrimmigem Hohne auf und brach zusammen.

Narkotische Mittel verfingen nicht. Jeder solche Versuch mißlang. Dabei wurden ihre Augen immer starrer und glanzloser und ihre innere Unruhe wuchs. Nie blieb sie länger als Minuten auf einer und derselben Stelle. So oft ein Schritt auf dem Korridor schallte, schrak sie zusammen, wie auf einem Verbrechen ertappt.

Unmöglich war es auch, sie zu bewegen, sich der Leiche ihres Kindes noch einmal zu nähern. Man hatte dasselbe im Sterbezimmer ihres Gatten aufgebahrt, gerade wo sein Bett gestanden hatte, und dorthin hätte keine Macht der Welt sie hinzwingen können. Nicht um den Preis ihres Lebens.

Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf, wenn er die fahlen Züge der einst so blendend schönen Frau

betrachtete. Und doch wagte er es nicht, Jemand aus der Familie Imhoff von ihrem besorgnißerregenden Zustand zu unterrichten.

Inzwischen wuchs die Theilnahmlosigkeit der Gräfin. Sie, welche ihren Sohn vergöttert hatte, fragte nicht einmal darnach, ob er bereits in der Gruft beigesetzt war oder nicht.

Endlich suchte der Arzt ihre Apathie zu zerstören, indem er ihren Zorn gegen die Urheberin des Unglücks erweckte. Er bediente sich zu diesem Zwecke mit Absicht des stärksten Ausdruckes: Mörderin.

Aber statt aufzuflammen, richtete die Gräfin einen Blick des allerbittersten Hasses und Mißtrauens auf ihn, welcher ihn verwirrte und schweigen hieß.

Diese unnatürliche Erstarrung bedeutete nur die Ruhe vor dem Sturm.

In einer Nacht, als die Gräfin unter der Obhut einer Pflegerin stundenlang in sich zusammengekauert gesessen hatte, sprang sie plötzlich mit einem gellenden Angstschrei auf und stürzte nach der Thür.

„Er kommt wieder! Ich fühle es! Schließt alle Thüren! Stellt euch davor! Nein, es waren keine Häscher. Es war der Geist von Imhoff! Er hat mir mein Kind genommen. Mich bringt er auf's Schaffot!"

Aber diese zitternde Furcht wandelte sich blitzschnell

in einen Ausbruch wüthendsten Hasses. Sie ballte ihre Hände und schüttelte sie drohend gegen die Thür.

„Elender, heimtückischer Geist! Was hast Du bei mir zu suchen gehabt? Wenn ich Dich fassen könnte!" Die Luft ging ihr aus vor wahnsinniger Erregung. „Ich würde Dich so packen, so schütteln, daß Du Dein Umherschleichen vergäßest. Feiger Narr! Zweimal, wo Du zugreifen konntest, warst Du eine Memme. Und jetzt — jetzt —"

Sie brach jäh ab, drückte ihr Gesicht gegen die Thür und begann zu schluchzen, als wenn ihr das Herz brechen sollte. Aber es war ein unfruchtbares Aechzen, dem auch nicht eine lindernde Thräne entquoll.

Die Pflegerin berührte ihre Hand. Sie war kalt, und doch flogen alle Pulse am ganzen Körper.

Bei dieser unverhofften Berührung empfand die schuldige Frau einen furchtbaren Schreck, als habe der Henker sie erfaßt. Mit ihm zugleich verdunkelte sich die Fassungskraft völlig.

Die Gewissenslast, welche ihr Herz bedrückte, stieg gewaltsam auf die Zunge.

„Gnade! Ich habe getödtet! Laßt mich los!" Sie riß sich los und schaute einen Augenblick wirr in die Runde. Dann brach der Verfolgungswahn, dessen Keime sie schon lange in sich getragen, völlig aus.

Wie ein Wirbelwind schleuderte sie die Pflegerin von sich, sprang nach dem geöffneten Fenster, schwang sich auf das Fensterbrett —

Der Hilferuf, welcher aus dem Zimmer auf den Korridor drang, ward unten in der Halle von dem alten Friedrich aufgefangen.

Beide stürzten in den Garten nach der Unglücksstätte.

Da lag die Gestalt der Gräfin im Mondlicht ausgestreckt.

Man hob sie auf. Sie schien körperlich unverletzt. Sie erwachte auch wieder aus ihrer Betäubung. Aber ihr Geist erwachte nicht mehr.

Wenige Tage später wurde sie in eine Anstalt für Geisteskranke abgeliefert.

— — — — — — — — — — —

Wieder sind Jahre dahin geflossen. Lenz und Winter haben gewechselt wie Freude und Leid. Das Leben jedes einzelnen Menschen ist ja nur ein winziger Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der ganzen Menschheit. Für uns selbst bedeuten unsere Schicksale so viel, für die Allgemeinheit so wenig.

Wenn wir uns selbst genügt haben, sind wir an der Grenze des höchsten erreichbaren Glückes angekommen. Die Wenigsten erreichen sie. Die Mehr-

zahl muß sich begnügen, das Bessere wenigstens gewollt zu haben.....

In Hessingen regiert nach dem plötzlichen Hinscheiden seines Vetters Herzog Rudolph. Er hat alle Erwartungen übertroffen, welche man in seine Regentenfähigkeiten setzte oder nicht setzte. Aber es ist ein ziemlich offenes Geheimniß, daß seine Gemahlin, die Herzogin Luise, den allergünstigsten Einfluß auf ihn auszuüben versteht.

Wie dem auch sei. Das große Opfer, welches die Prinzessin damals dem Wohle ihres Landes und dem Andenken Alexander's v. Bibrach brachte, hat seine schönsten Früchte getragen. Noch ist kein Tag gekommen, wo diese edle Frau die einmal übernommene Mission beklagte.

Sie ist ein Schutzengel der Armen und Leidenden, die Schirmerin aller guten Bestrebungen und nebenbei die eifrigste Pflegerin der schönen Künste.

In der nächsten Nähe der Herzogin lebt Rhena. Sie führt offiziell den Titel „Hofdame", aber sie ist in Wahrheit nur die Seelen- und Herzensvertraute ihrer hohen Freundin.

Nach dem ersten verzweifelten Austoben ihres Schmerzes war sie in die offenen Arme der Prinzessin geflüchtet. Ihr allein hat sie auch nach langem qual-

vollen Ringen das traurige Geheimniß ihres verfehlten Lebens und Liebens enthüllt, und inniges Mitgefühl, keinen Vorwurf, dafür eingetauscht.

Die Komtesse genießt den Ruf einer vollendeten Schönheit, jetzt, wo ein durchgeistigter Hauch ihr einst so frisches Antlitz gewissermaßen verklärt. Sie ist die umworbenste Dame des Hofes, aber ihre Liebe ist erstorben, das heißt, für andere Männer.

Für Alexander v. Bibrach schlägt noch heute jede Fiber ihres Herzens und wird schlagen, so lange das Herz selbst noch schlägt.

In Imhoff ist sie nie wieder gewesen und wird auch nie den Fuß darein setzen, wo sie das höchste Glück und das tiefste Unglück ihres Lebens kennen gelernt.

Dagegen hat Gräfin Agathe, mit Rhena leidlich versöhnt und von dem Ausgang des Imhoffer Familiendramas durchaus befriedigt, nach etlichen Jahren ihr Schmollen aufgegeben und entspricht jetzt den Einladungen des jungen Paares ziemlich regelmäßig; indessen immer noch mit einer gewissen huldvollen Herablassung gegen ihre ursprünglich bürgerliche Nichte. Allerdings das große Verdienst, welches Elli Wenzelin sich um ihren Neffen erworben, adelt sie sozusagen in den Augen der Gräfin, und Arved ist klug genug, es

zu vermeiden, seine Tante mit seinen Schwiegereltern in Imhoff zusammen zu bringen.

Die junge Frau, liebevoll und bescheiden, fügt sich in die Verhältnisse. Sie schätzt in der Gräfin die treue Anhängerin ihres Gatten und handelt darnach.

Arved, welcher nach dem Tode seines Stiefbruders das ihm rechtmäßig zukommende Erbe übernahm, ist auch in seinem neuen Wirkungskreis ein eifriger Förderer der Landwirtschaft geblieben. Angesehen und beliebt unter seinen Standesgenossen, fiel auf ihn bald die Würde eines Präsidenten des Provinzialausschusses, wodurch sein rühriger Geist immer neue Anregung erhielt.

Ein ganz leises Nachziehen des rechten Fußes erinnert noch zuweilen an die Katastrophe bei Steinberg.

Durch die Räume des schönen Imhoffer Schlosses weht wieder der Hauch des Friedens.

Helle Kinderstimmen ertönen darin.

Elli hat ihrem Gatten zwei Töchter geschenkt. Den zu erwartenden Erben wird die Gräfin Agathe über die Taufe heben.